

Auf dem Flusse Neäthus, der bei den Clibanischen Bergen entspringt und schnell durch Fluren unter grünen Gewölben vorbeirauscht und stürmisch Land und Bäume dahinreißt, haben die Hirten eine kleine Insel den Nymphen geheiligt, beschattet von hohen Fichten und Wacholderbäumen. Mitten auf der Insel steht ein Fels mit der Höhle der Nymphen; denn ihre Bilder stehen in selbiger künstlich in Lindenholz geschnitten mit ihren Urnen und mit Schilfkränzen ums Haupt. Man sieht diese Göttinnen da mit grünem Haupthaar unter den Bäumen wandeln oder am Ufer leicht daherschwimmen und dann auf Felsen sich trocknen und an der Sonne schlummern. Die Wellen spielen da sanft mit den beschäumten Wurzeln der Sarbachen und der Weiden, die rings ums Ufer stehen, und tönen lieblich wie Lieder.

So oft der junge Frühling kommt, so oft kommen die Hirten mit ihren Mädchen von beiden Ufern und bringen den Nymphen Blüten von den Bäumen, die über den Fluß sich wölben, und Blumen, die an dem Wasser aufblühen, und bitten die Nymphen, daß sie den Wellen befehlen, daß sie nicht mehr ihr Ufer verschlingen und Feld und Bäume dahinreißen.

Einst schwamm in einem frohen Lenzen eine ganze Flotte von Nachen von beiden Ufern her der Insel zu. Auf jedem Nachen deckte ein grünes Gewölb von wohlriechendem Gesträuch und Blumen die Hirten und die Mädchen, die in selbigem freudig daherruhren; eine Kette von Blumen schlängelte sich an hohen Stangen, bis an die Spitze hinauf, wo Bänder und Kränze hoch in der Luft flatterten. Sie fuhrn daher unter dem lieblichen Getöse der Flöten und des Gesanges und landeten an der Insel. Truppen von Jünglingen und Mädchen stiegen ans Gestad, Mädchen, deren Reiz die Göttinnen neidisch machte; jedes entzog dem andern die Blicke der Götter, die aus dem Olymp auf die Wolken heruntergestiegen waren und die Göttinneneinsam gelassen hatten. Denn die Schönheit entzückte hier

durch mannigfaltigen Reiz. Einige entzückten durch die schlanke Länge des Leibes, andre durch die Weiße der Sonne und des wallenden Busens; hier entzückte ein ernstes Gesicht wie der Göttin der Jagd, dort ein Lächeln wie der Venus; hier die reife Jugend wie die Rose, wenn sie aus der Knospe sich drängt, dort die vollen Jahre der Jugend wie die offene Rose. Sie näherten sich Paar und Paar, traten in die heilige Grotte und gossen ihre Körbchen voll Blumen vor die Füße der Nymphen hin und umwandten sie mit Ketten von Blumen und schmückten sie mit Kränzen. Da trat die junge Phillis hervor, ihre Blumen und ihre Kränze zu bringen; sie war schön wie die Huldgöttinnen, Freud' und Unschuld reizten im kleinen Gesicht und in jeder Gebärde; ihr braunes Aug' lächelte schüchtern um sie her, ein unüberwindliches Lächeln, sieghaft wie die Liebe selbst. So steht die junge Rose, die schönste unter den andern Blumen, die aus dem Gras um sie her aufwachsen; die Biene schwärmt zweifelnd umher, sie winken umsonst, denn sie sieht die Rose und sucht nicht mehr.

Daphnis, der schönste Jüngling, durchlief mit flüchtigen Blicken die Haufen der Mädchen; sie begegneten tausend redenden Blicken der Mädchen, die ihn lächelnd ansah, dann sich leise in die Ohren flüsterten, dann freundlicher lächelnd ihn wieder ansah. Da sah er die Phillis; ein Seufzer drängte sich durch seine Brust, und eine Röte stieg ins Gesicht; sein Blick blieb bei ihr stehen; sie sah ihn an, da sank sein Blick zur Erde, sie ging zurück und sah ihn schamhaft wieder an; da zitterte Daphnis, sein Herz bebte, er sah ihr schmachend nach, voll Angst, sein Auge werde sie unter der Menge verlieren; aber sie verlor sich nicht, sie stund da und sprach mit ihren Gespielen; oft flog ihr Blick zum Daphnis, aber schüchtern sank er schnell wieder ins Gras vor ihren Füßen; oft stund im Gedräng' ein längeres Mädchen vor die Phillis hin, dann ward Daphnis böse, und wenn es zurück trat, dann lachte sein Auge der Phillis wieder feuriger zu. So lachen die Fluren, wenn der Mond aus Wolken hervorgeht.

Rokoko,

Empfindsamkeit

Idyllik

Die kleine Fliege

Neulich sah ich mit Ergetzen
Eine kleine Fliege sich
Auf ein Erlenblättchen setzen,
Deren Form verwunderlich
Von den Fingern der Natur
So an Farb' als an Figur
Und an bunten Glanz gebildet.
Es war ihr klein Köpfchen grün
Und ihr Körperchen verguldet;
Ihrer klaren Flügel Paar,
Wenn die Sonne sie beschien,
Färbt' ein Rot fast wie Rubin,
Das, indem es wandelbar,
Auch zuweilen bläulich war.
Liebster Gott, wie kann doch hier
Sich so mancher Farben Zier
Auf so kleinem Platz vereinen
Und mit solchem Glanz vermählen,
Daß sie wie Metallen scheinen,
Rief ich mit vergnügter Seelen.
Wie so künstlich, fiel mir ein,

Müssen hier die kleinen Teile
In einander eingeschränkt,
Durch einander hergelenkt,
Wunderbar verbunden sein!
Zu dem Endzweck, daß der Schen
Unser Sonnen und ihr Licht,
Das so wunderbarlich schön
Und von uns sonst nicht zu sehn,
Unserm forschenden Gesicht
Sichtbar werd' und unser Sinn,
Von derselben Pracht gerühret,
Durch den Glanz zuletzt dahin
Aufgezogen und geführt,
Woraus selbst der Sonnen Pracht
Erst entsprungen, der die Welt
Wie erschaffen so erhält
Und so herrlich zubereitet,
Hast du also kleine Fliege,
Da ich mich an dir vergnüge,
Selbst zur Gottheit mich geleitet.

Novalis

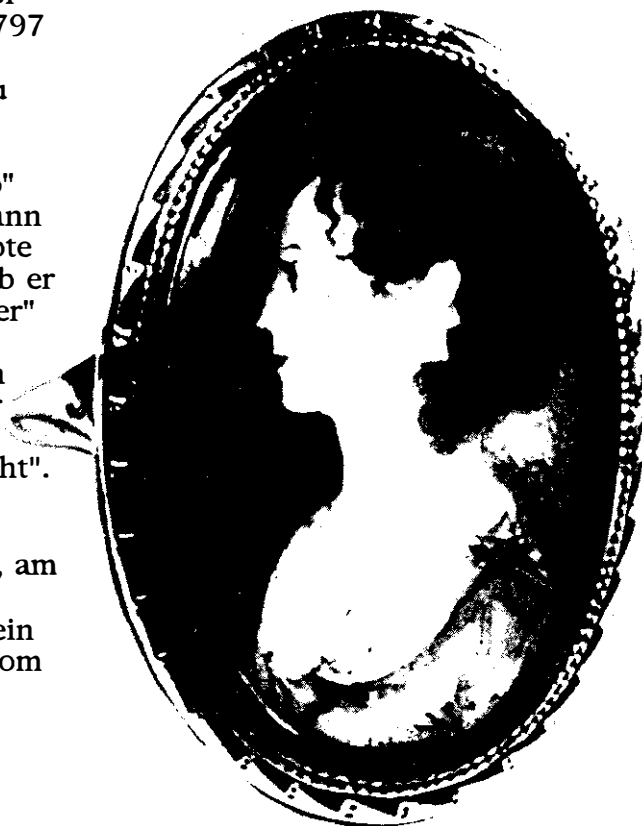
Novalis ist der Dichtername von Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, geboren am 2. Mai 1772 als erster Sohn von Eltern aus einem alten Adelsgeschlecht. Von seinen 10 Geschwistern starben die meisten sehr jung. Der Vater konnte von seinem Adelsbesitz nicht leben und wurde Salzbergwerkdirektor. Novalis war als Kind oft krank. Er wuchs teilweise bei einem Onkel auf. Schulunterricht erhielt er durch Hauslehrer, erst im Jahr vor seinem Studium besuchte er das Gymnasium. Im Oktober 1790 begann er in Jena Jus zu studieren. Er war tief beeindruckt von Friedrich Schiller, der dort die Professur für Geschichte hatte. In dieser Zeit schrieb er erste Gedichte. 1792 wechselte er an die Universität Leipzig. Nach einer Liebesaffäre mit einem Mädchen bürgerlichen Standes, die das Missfallen seines Vaters erregte, ging er an die Universität Wittenberg, wo er sein Studium 1794 abschloss. Im Herbst desselben Jahres nahm er eine Stelle als Amtsaktuar in Bad Tennstedt an und lernte dort Sophie von Kühn kennen (geboren am 17. März 1782), mit der er sich am 15. März 1795 heimlich verlobte.

Nach intensiven philosophischen Studien trat er 1796 eine Stelle in dem vom Vater geleiteten Salzbergwerk an. Ende 1795 war Sophie schwer krank geworden. Nach vielen Operationen und Kuren starb sie am 19. März 1797, zwei Tage vor ihrem fünfzehnten Geburtstag. Am 14. April 1797 starb auch sein Bruder Erasmus. Novalis war zunächst entschlossen, ebenfalls in den Tod zu gehen, fand dann aber seinen Lebenssinn im Schreiben.

1798 veröffentlichte er das Werk "Blütenstaub" unter seinem Dichternamen Novalis und begann ein Bergbaustudium. Im Dezember 1798 verlobte er sich mit Julie von Charpentier. 1799 schrieb er die stark religiös geprägten "Geistlichen Lieder" und die Abhandlung "Die Christenheit oder Europa". Er beginnt mit dem Roman "Heinrich von Ofterdingen", der von der Suche nach der blauen Blume handelt und unvollendet bleibt. 1800 erscheinen Novalis' "Hymnen an die Nacht". Er bewirbt sich erfolgreich um die Stelle des Supernumerar-Amtshauptmanns im Kreis Thüringen. Drei Monate nach der Ernennung, am 25. März 1801, stirbt Novalis. Er war schon im Jahr 1800 immer schwächer geworden, und sein Zustand hatte sich seit Erhalt der Nachricht vom Selbstmord seines dreizehnjährigen Bruders Bernhard am 28. Oktober 1800 stets verschlechtert.



Georg Philipp Friedrich von Hardenberg
Novalis



Novalis' Verlobungsring mit dem Bildnis von Sophie von Kühn

Der Himmel war umzogen

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb und schwül,
Heiß kam der Wind geflogen
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
Von stillem Gram verzehrt. –
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt ich zu ihr schweben
Und fröhlich mit ihr sein.

Wär hier nichts mehr zu finden,
Wär Feld und Stauden leer,
So flögen gleich den Winden
Wir übers dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Frucht und Kränze
Und immer gute Zeit.

Die Myrte sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zumute,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Rute
Und sah mich freundlich an.

„Warum mußt du dich grämen
O! weine doch nicht so,
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.“

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte:
„Was soll die Rute dir?“,
Schwankt' aus den Büschen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie schien gleich goldnen Spangen
Im wunderbaren Prunk.

Ihr Krönchen sah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise
Und traf sie mit dem Zweig,
So, wunderbarer Weise,
Ward ich unsäglich reich.

3

Einst, da ich bittre Tränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann und ich einsam stand am dünnen Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg – einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglichlicher Angst getrieben – kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch, – wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: – da kam aus blauen Fernen – von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer – und mit einem Male riß das Band der Geburt – des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr – zusammen floß die Wehmut in eine neue, unergründliche Welt – du, Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels, kamst über mich – die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel – durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit – ich faßte ihre Hände, und die Tränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Tränen. – Es war der erste, einzige Traum – und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte. (aus: Hymnen an die Nacht)

Es ist nun schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, der die Schüssel wieder wegtrug, die Neugierde, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüssel in seine Kammer brachte. Als er die Tür sorgfältig verschlossen hatte, hob er den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Lust nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er ging und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die miteinander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Tiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fortkam und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen und drohte ihm unter heftigen Scheltworten, wenn er bis morgen den Täter nicht zu nennen wüßte, so sollte er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld beteuerte, er ward mit keinem bessern Bescheid entlassen. In seiner Unruhe und Angst ging er hinab auf den Hof und bedachte, wie er sich aus seiner Not helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Wasser friedlich nebeneinander und ruhten, sie putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute morgen all herumgewackelt wären und was für gutes Futter sie gefunden hätten, da sagte eine verdrießlich: »Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen

Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinuntergeschluckt.« Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche und sprach zum Koch: »Schlachte doch diese ab, sie ist wohlgenährt.« »Ja«, sagte der Koch und wog sie in der Hand, »die hat keine Mühe gescheut, sich zu mästen, und schon lange da auf gewartet, gebraten zu werden.« Er schnitt ihr den Hals ab, und als sie ausgenommen ward, fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wiedergutmachen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust, die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Als seine Bitte erfüllt war, machte er sich auf den Weg und kam eines Tags an einem Teich vorbei, wo er drei Fische bemerkte, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser schnappten. Obgleich man sagt, die Fische wären stumm, so vernahm er doch ihre Klage, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude, die Köpfe heraus und riefen ihm zu: »Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten, daß du uns errettet hast.« Er tritt weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie ein Ameisenkönig klagte: »Wenn uns nur die Menschen mit den ungeschickten Tieren vom Leib blieben! Da tritt mir das dumme Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder!« Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: »Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.« Der Weg führte ihn in einen Wald, und da sah er

einen Rabenvater und eine Rabenmutter, die standen bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. »Fort mit euch, ihr Galgenschwengel«, riefen sie, »wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug und könnt euch selbst ernähren.« Die armen jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlügen mit ihren Fittichen und schrien: »Wir hilflosen Kinder, wir sollen uns selbst ernähren und können noch nicht fliegen! Was bleibt uns übrig, als hier Hungers zu sterben!« Da stieg der gute Jüngling ab, tötete das Pferd mit seinem Degen und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: »Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.«

Er mußte jetzt seine eigenen Beine gebrauchen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen und kam einer zu Pferde und machte bekannt, die Königstochter suche einen Gemahl, wer sich aber um sie bewerben wolle, der müsse eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt. Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben darangesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter sah, ward er von ihrer großen Schönheit so verblendet, daß er alle Gefahr vergaß, vor den König trat und sich als Freier meldete.

Als bald ward er hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen. Dann hieß ihn der König diesen Ring aus dem Meeresgrund wieder hervorzuholen und fügte hinzu: »Wenn du ohne ihn wieder in die Höhe kommst, so wirst du immer aufs neue hinabgestürzt, bis du in den Wellen umkommst.« Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn dann einsam am Meere zurück. Er stand am Ufer und überlegte, was er wohl tun sollte, da sah er auf einmal drei Fische daherschwimmen, und es waren keine anderen als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelste

hielt eine Muschel im Munde, die er an den Strand zu den Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige und erwartete, daß er ihm den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er sollte zuvor eine zweite Aufgabe lösen. Sie ging hinab in den Garten und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen ins Gras. »Die muß er morgen, eh die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben«, sprach sie, »und darf kein Körnchen fehlen.« Der Jüngling setzte sich in den Garten und dachte nach, wie es möglich wäre, die Aufgabe zu lösen, aber er konnte nichts ersinnen, saß da ganz traurig und erwartete, bei Anbruch des Morgens zum Tode geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke alle wohlgefüllt nebeneinanderstehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen tausend und tausend Ameisen in der Nacht angekommen, und die dankbaren Tiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit gelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen und sprach: »Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat.« Der Jüngling wußte nicht, wo der Baum des Lebens stand, er machte sich auf und wollte immerzu gehen, solange ihn seine Beine trügen, aber er hatte keine Hoffnung, ihn zu finden. Als er schon durch drei Königreiche gewandert war und bereits in einen Wald kam, setzte er sich unter einen Baum und wollte schlafen; da hörte er in den Ästen ein Geräusch, und ein goldner Apfel fiel in seine Hand. Zugleich flogen drei Raben zu ihm herab, setzten sich auf seine Knie und sagten: »Wir sind die drei jungen Raben, die du vom Hungertode errettet hast; als wir groß geworden waren und hörten, daß du den goldenen Apfel suchtest, so sind wir über das Meer geflogen bis ans Ende der Welt, wo der Baum des Lebens steht, und haben dir den Apfel geholt.« Voll Freude machte sich der Jüngling auf den Heimweg und brachte der schönen Königstochter den goldenen Apfel, der nun keine Ausrede mehr übrigblieb. Sie teilten den Apfel des Lebens und aßen ihn zusammen; da ward ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt, und sie erreichten in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

Da meinte er, seine Braut rief, machte sich wieder auf, und so oft er ruhen wollte, rief es wieder, und da mußte er weiter. Die Braut aber daheim nahm einen Tottenkopf, that ihm einen Schmuck auf, und setzte ihn oben vors Bodenloch; dann lud sie die Freunde des Hexenmeisters zu der Hochzeit ein, und wie das geschehen war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich in den Federn, daß sie niemand erkennen konnte, so wunderlich sah sie aus und damit ging sie hinaus auf den Weg. Bald begegnete ihr ein Theil der Gäste, die fragten sie:

- „Du Fitchers Vogel! wo kommst du her?“ –
 „Ich kommt von Fitze Fitchers Hause her.“ –
 „Was macht denn da die junge Braut?“ –
 „Sie hat gekehrt von unten bis oben das Haus
 und guckt zum Bodenloch heraus.“

Darauf begegnete ihr auch der Bräutigam, der zurückkam:

- „Du Fitchers Vogel! wo kommst du her?“ –
 „Ich komme von Fitze Fitchers Hause her.“ –
 „Was macht denn da meine junge Braut?“ –
 „Sie hat gekehrt von unten bis oben das Haus
 und guckt zum Bodenloch heraus.“

Der Bräutigam sah hinauf, und als er den geputzten Tottenkopf oben sitzen sah, meinte er, es wäre seine Braut und grüßte sie. Wie er aber im Haus war, und alle seine Freunde auch, da kam die Hülfe, die die Schwestern geschickt hatten; und sie schlossen das Haus zu und steckten es an, und da keiner heraus konnte, mußten sie alle verbrennen.

Dat is nu all lang her, woll twee dusent Joor, do was daar een riik Mann, der hadde eene schöne frame Fru, un se hadden sick beede seer leef, hadden averst kene Kinner, se wünschiten sick averst seer welke, und de Fru bedt' so veel dorum Dag un

Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Vör eeren Huse was een Hoff, darup stund een Machandelboom, ünner den stund de Fru eens in'n Winter, un schellt sick eenen Appel, un as se sick den Appel so schellt, so sneet se sick in'n Finger, un dat Blood feel in den Snee – ah! sed de Fru, un süft so recht hoch up, un sach das Blood för sick an, un was so recht wehmödig, hadd ick doch een Kind so rood as Blood un so witt as Snee – un as se dat sed, so wurd eer so recht frölich to Moode, eer was recht, as sull dat wat warden; daar ging se to den Huse un ging een Maand hen, de Snee vör ging, un twee Mand, daar was dat grön, un drie Maand, daar kemen de Blömer ut de Eerde, un veer Maand, daar drungen sick alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twige weeren all in een anner wussen; daar sungen de Vägels, dat dat ganze Holt schallt, un de Bleujten felen van de Bömer, daar was de fyfte Maand weg, un se stund ünner den Machandelboom, de rook so schön; do sprung eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee un kunde sick nich laten, un as de söste Maand vörbi was, daar wurden de Früchte dick un stark, do wurd se ganz still, un de söwende Maand, do greep se na de Machandelbeeren un att se so nidsch, do wurd se trurig un krank; daar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann, un weende un sed: wenn ick starve, so begrave my ünner den Machandelboom! do wurde se ganz getrost un freute sick, bett de neegte Maand vörby was, daar kreeg se een Kind, so witt as Snee un so rood as Blood; un as se dat sach, so freute se sick so, dat se sturv. – Daar begrooof eer Mann se ünner den Machandelboom, un he fung an to weenen so seer; eene Tyd lang do wurd dat wat sachter, un daar he noch wat weend hadd, do heel he up, un noch eene Tyd, do nam he sick wedder eene Fru. Mit de tweete Fru kreeg he eene Tochter, dat Kind averst van de eerste Fru was een lüttje Sön, un was so rood als Blood un so witt als Snee. Wenn de Fru eere Tochter so ansach, so had se se so leef, averst denn sach se den lüttjen Jung an, un dat ging eer so dorch't Hart, un eer dücht, as stund he eer allerwegen in'n Weg, un dacht denn man ümmer, wo se eer Tochter all dat Vörmögent towenden wull, un de Böse gav eer dat in, dat se den lüttjen Jung ganz gram wurd, un stöd em herüm van een Ek in de anner, un buft em hier un knuft em daar, so dat dat arme Kind ümmer in Angst was; wenn he denn ut de School kam, so hadd he keene ruhige Stede.

Eens was de Fru up de Kamer gaan, do kamm de lüttje Dochter ook herup un sed: Moder giv my eenen Appel! Ja myn Kind, sed de Fru, un gav eer eenen schönen Appel uut de Kist, de Kist averst had eenen grooten swaaren Deckel mit een groot schaarps ysern Slott. Moder, sed de lüttje Dochter, schall Broder nich ook eenen hebben? Dat vördrot de Fru, doch sed se: ja, wenn he ut de School kümmt; un as se ut dat Finster gewaar wurde, dat he kamm, so was dat recht, as wenn de Böse över eer kamm, un se grapst to, un nam eerer Dochter den Appel wedder weg und sed: „du sast nich eer eenen hebben, as Broder.“ Daar smeet se den Appel in de Kist un maakt de Kist to; daar kamm de lüttje Jung in de Dör, daar gav eer de Böse in, dat se früntlich to em sed: „myn Sön, wist du eenen Appel hebben?“ un sach em so hastig an. „Moder, sed de lüttje Jung, wat sühst du gresig ut, ja giv my eenen Appel!“ Daar was eer, as sull se em toreden: „kumm mit my“, sed se, un maakt den Dekkel up, „haal dy eenen Appel herut“, un as sick det lütt Jung henin bückt, so reet eer de Böse, bratsch – sloog se den Dekkel to, dat de Kop af flog un ünner de rooden Appel feel. Daar äverleep eer dat in de Angst, un dacht: „kund ick dat van my bringen.“ Daar ging se baben na eere Stuve na eeren Draagkasten un haalt ut de bävelste Schuuflade eenen witten Dook, un sett den Kopp wedder up den Hals und bund den Halsdook so um, dat man niks seen kund, und sett em vör de Dör up eenen Stool un gav em den Appel in de Hand.

Daar kamm daarna Marleenken to eere Moder in de Köke, de stund by den Fүүr un had eenen Pott mit heet Water för sick, den rүүrt se ümmer um: „Moder, sed Marleenken, Broder sitt vör de Döör un süüt ganz witt ut, un hedd eenen Appel in de Hand, ick hev em beden, he sull my den Appel geven, averst he antwoord my nich, da wurd my ganz gruulig.“ „Ga nochmal hen, sed de Moder, un wenn he dy nich antwoorden will, so giv em eens an de Ooren!“ Daar ging Marleenken hen un sed: „Broder giv my den Appel!“ averst he sweeg still, daar gav se em eens up de Ooren, daar feel de Kop herünn, daräver varschrak se sick, un fung an to weenen un to raaren, un leep to eere Moder un sed: „ach, Moder, ick hebb minen Broder den Kopp affslagen!“ un weend un weend un wull sick nich tofreden geven; „Marleenken, sed de Moder, wat hest du daan – averst swig man still, dat et keen Minsch markt, dat is nu doch

nich to ännern; wi willen em in suur kaaken.“ Daar nam de Moder den lüttjen Jungen un hadt em in Stücken, ded de in den Pott un kaakt em in suur; Marleenken averst stund daarby un weend un weend un de Traanen feelen all in den Pott, un se bruukten gar keen Solt.

Daar kamm de Vader to Huus un sett sick to Disch, un sed: „wo is denn min Sön?“ Dar drog de Moder eene groote, groote Schöttel op mit swart Suur, un Marleenken weend und kund sick nich hollen. Da sed de Vater wedder: „wo ist denn min Sön?“ „Ach, sed de Moder, he is över Land gaan, na Mütten eer groot Oem, he wull daar wat bliven.“ „Wat deit he denn daar? un hed my nich mal Adjüs segd?“ „O he wuld geern hen, un bed my, ob he daar woll sös Weken bliven kun, he is jo woll daar uphaben.“ „Ach, sed de Mann, my is so recht trurig, dat is doch nich recht, he had my doch Adjüs seggen schull.“ Mit des fung he an to eeten un sed: „Marleenken, wat weenst du? Broder ward woll wedder kamen.“ „Ach Fru, sed he do, wat smecht my dat Eten schön, giv my meer!“ un je meer he at, je meer wuld he hebben, und sed: „gevt my meer, gy sölt niks daaraf hebben, dat is as wenn dat all myn weer“, un he att un att, un de Knaken smeet he all unner den Disch, bett he alles up had. Marleenken averst ging hen na eere Commode un namm uut de unnerste Schuuf eeren besten syden Dook, un haalt all de Beenken un Knaken ünner den Disch herut, un bund se in den syden Dook, un drog se vör de Döör, un weente eere blödigen Traanen; daar legd se se unner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as se se daar henlegd hadd, so was eer mit eenmal so recht licht, un weente nich meer, do fung de Machandelboom an sich to bewegen, un de Twyge deden sich ümmer so recht van eenanner, un denn wedder tohop, so recht, as wenn sick eener so recht fröit un mit de Hände so deit. Mit des, so ging daar so’n Newel van den Boom, un recht in den Newel da brennt dat as Fүүr, un ut dat Fүүr daar flog so’n schönen Vogel herut, de sung so herlich un flog hoch in de Luft, un as he weg was, do was de Machandelboom, as he vörheer west was, un de Dook mit de Knaken was weg. – Marleenken averst was so recht licht un vergnügt, recht as wenn de Broder noch leeft, daar ging se wedder ganz lustig in dat Huus by Disch un att. De Vogel averst flog weg, un sett’ sick up eenen Goldsmitt siin Hus un fung an to singen:

Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken,
un bindt se in een siden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!

De Goldsmitt satt in sine Warkstede un maakt eene goldne Kede, daar hörd he den Vagel, de up sin Dack satt un sung, un dat dünkt em so schön; daar stund he up, un as he äver den Süll ging, so vörloor he eenen Tüffel; he ging aver so recht midden up de Strate, eenen Tüffel un een Sock an, sin Schortfell had he vor, un in de een Hand had he de golden Kede, un in de anner de Tang, un de Sünn schiint so hell up de Strate, daar ging he redit so staan un sach den Vagel an: „Vagel, segd he do, wo schön kanst du singen, sing my dat Stük nochmal.“ – Nee, segd de Vagel, tweemaal sing ick nich umsünst, giv mi degolden Kede, so will ick di et nochmal singen. „Da, segd de Goldsmitt, hest du de golden Kede, nu sing mi dat nochmal.“ Daar kam de Vagel un nam de golden Ked so in de rechte Krall, un ging vör den Goldsmitt sitten un sung:

Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een siden Dook
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick.

Daar flog de Vagel weg na eenen Schooster un sett sick up den siin Dack un sung:

Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een siden Dook,
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!

De Schooster hörd dat, un leep vör sin Döör, in Hemdsarmel, un sach na siin Dack, un must de Hand vör de Oogen holln, dat de Sünn em nich blendt: „Vagel, segd he, wat kanst du schön singen!“ Da reep he in siin Döör herin: „Fru, kumm mal herut, daar is een Vagel, sü mal den Vagel de kann mal schön singen“, da reep he siin Dochter un Kinner un Gesellen, Jung un Magd, un keemen all up de Straat, un segen den Vagel an, wo schön he was, un he hadd so recht roode, un gröne Feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de Oogen blinkten em in Kopp, as Steern. „Vagel, sed de Schoster, nu sing mit dat Stük nochmal.“ Nee, segd de Vagel, twee mal sing ick nich umsünst, du möst my wat schenken. „Fru, sed de Mann, ga na den Dönböhn up den bövelsten Boord, da staan een paar roode Scho, de bring herunn“, daarging de Fru hen un haalt de Scho. „Da Vagel, sed de Mann, nu sing mi dat Stük noch mal“, daar kamm de Vagel un namm de Scho in de linke Klau, un flog wedder up dat Dack un sung:

Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een siden Dook,
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een schön Vagel bin ick!

Un as he utsungen hadd, so floog he weg, de Kede hadd he in de rechte un de Scho in de linke Klau, un he floog wyt weg na eene Mähl, un de Mähl ging klippe klappe, – klippe klappe – klippe klappe – un in de Mähl daar seten twintig Mählenburschen, de haugten eenen Steen un hackten hick hack – hick hack – hick hack, un de Mähl ging klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe. Daar ging de Vagel up eenen Lindenboom sitten, de vör de Mähl stund un sung:

„Min Moder de mi slacht't“

do hörte een up,

„min Vader de mi att“

do hörten noch twee up, un hörten dat:

„min Swester de Marleeniken“

do hörten wedder veer up,
„söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een siden Dook“

nu hackten noch man acht
„legts unner“

nu noch man fyve
„den Machandelboom“

nu noch man een
„kywitt, kywitt! ach wat een schön Vogel bin ick“

daar heel de lezte ook up, un hadd dat lezte noch hörd. „Vagel, segt he, wat singst du schön, laat my dat ook hören, sing dat noch mal!“ Nee, segd de Vagel, twee mal sing ick nich umsünst, giv my den Mählensteen, so will ick dat noch mal singen. „Ja, segd he, wenn he mi alleen hörd, so sust du em hebben“, „ja, seden de annern, wenn he nochmal singt, so sall he em hebben“; dar kamm de Vagel herün, un de Möllers faat'n all twintig mit Bööm an, un böörten den Steen up, hu uh up, hu uh up! – hu uuh up! daar stack de Vagel den Hals döör dat Lock, un nam em üm as eenen Kragen un floog wedder up den Boom, un sung:

Min Moder de mi slacht't,
min Vater de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een siden Dook,
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een schön Vogel bin ick!

un as he dat utsungen hadd, da ded he de Flünk van eenanner, un had in de rechte Klau de Kede un in de linke de Scho un üm den Hals den Mählensteen un floog wiit weg na sines Vaders Huse. –

In de Stuve satt de Vater, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vater sed: ach wat waart mi licht, mi is recht so good to Mode – nee! sed de Moder, my is so angst, so recht, as wenn een

swaar Gewitter kümmt. Marleenken averst satt un weend un weend, daar kamm de Vagel anfliegen, un as he sick up dat Dack sett – ach segd de Vater, mi is so recht freudig un de Sünn schiint buten so schön, my is recht als süll ick eenen ollen Bekannten wedderseen, – nee, sed de Fru, my is so Angst, de Teene klappern mi un dat is mi as Füür in de Adern, un se reet sick eer Liifken up un so meer; averst Marleenken satt in een Eck un weende un had eeren Platen vor de Oogen, un weende den Platen gans messnatt; daar sett sick de Vagel up den Machandelboom un sung:

Min Moder de mi slacht't,

daar heel de Moder de Ooren to, un kneep de Oogen to, un wold nich seen un hören, aver dat bruuste eer in de Ooren, as de allerstarkst Storm, un de Oogen brennten eer un zackten as Bliz:

min Vater de mi att,

ach Moder, segd de Mann, daar is een schön Vogel, de singt so herrlich, de Sünn schiint so warm, un dat rückt as luter Zinnemamen:

min Swester de Marleeniken,

daar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg, de Mann averst sed: ick ga herut, ick mut den Vagel dicht by sehn; – „ach, ga nich, sed de Fru, my is as bevt dat ganze Hus, un stünn in Flammen“; aver de Mann ging herut un sach den Vagel an:

söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een siden Dook,
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een schön Vogel bin ick!

mit des leet de Vagel de golden Kede fallen, un se feel den Mann jüst um den Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schön past; daar ging he herin un sed: „sü wat is dat vör een schön Vagel, hett mi so ne schöne goldne Kede schenkt, un süht so schöne ut“; de Fru aver was so Angst un feel langs in de Stuve hen, un de Mütz feel eer van den Kopp – daar sung de Vagel wedder:

Min Moder de mi slacht't,
 ach dat ick dusend Fuder unner de Eerde weer, dat ick dat nich
 hören sull!
 min Vader de mi att,
 daar feel de Fru vör dood nedder,
 min Swester de Marleeniken,
 ach, sed Marleenken, ick wil ook herut gan un seen op de Vogel
 mi wat schenkt, daar ging se herut,
 söcht alle mine Beeniken
 un bindt se in een siden Dook,
 dar smeeet he eer de Scho herun,
 legts unner den Machandelboom,
 kywitt, kywitt! ach wat een schön Vogel bin ick!

Daar was eer so licht un frölich, daar truck se de nien rooden
 Scho an, un danst un sprüng herinn; ach, sed se, ick was so
 trurig as ick herut ging, un nu is mi so licht, dat is mal een her-
 lichen Vogel, het mi een Paar roode Scho schenkt! „Nee, sed de
 Fru, un sprung up, un de Har stunnen eer to Barge as Füürs-
 flammen, mi is as sull de Werld unner gahn, ick wil ook herut,
 op mi lichter warden sull, un as se ut de Döör kamm – bratsch!
 – smeeet eer de Vogel den Mählensteen up de Kopp, dat se ganz
 tomatscht; de Vader un Marleenken hörden dat un gingen
 herut, dar ging een Damp un Flam un Fүүr up van de Steed,
 un as dat vorby was, da stund de lüttje Broder, un he namm
 sinen Vader un Marleenken bi de Hand, un weeren alldree so
 recht vergnögt un gingen in dat Huus by Disch un ceten.

Ein Bauer hatte einen getreuen Hund, der war alt, und konnte
 nichts mehr fest packen. Da sagte der Bauer zu seiner Frau: „ich
 will den alten Sultan todt-schießen, er ist uns doch zu nichts
 mehr Nutz“, die Frau aber antwortete: „thu das nicht und laß

Staatsexamen in Korea

Prüfungsordnungen, seien es Vorschriften über Leibesvisitation oder Sicherheitsmaßnahmen für die Prüfungspapiere, sind unumgänglich notwendig. Sie sind da, um Betrug zu vermeiden. Wird die Möglichkeit zum Betrug nicht weitgehend ausgeschaltet, dann rutschen viele Opportunisten durch die Prüfung, während gewissenhaften Kandidaten die Chancen genommen werden.

Bei Betrachtung der Prüfungsbestimmungen von Korea zeigt sich, daß es überhaupt keine Ordnung gibt. Während der Examen werden Verkaufsstände im Hof des Prüfungsgeländes aufgestellt und Eßwaren durch Ausrufen feilgeboten. Die Prüflinge sitzen auf Matten am Boden und schreiben. Zum Schutz vor Wind und Sonne sind über ihren Köpfen Papierschirme angebracht. Sie dürfen ihre Plätze beliebig verlassen und ohne Beschränkung umhergehen und reden.

Die Prüfungsarbeiten werden in drei pavillonartigen Häuschen, deren Fenster mit Bambusvorhängen versehen sind, abgegeben. Dort sitzt auch der Hauptreferent.

Nachdem die Prüflinge ihre Blätter beschrieben haben, werfen sie sie in eins der Häuschen. Die mit dem Einsammeln beauftragten Beamten heben die Papiere auf und legen sie dem Hauptreferenten vor. Die Entscheidung darüber, wer die Prüfung bestanden hat, steht in seinem Belieben.

Eine Prüfung ist zur Auswahl der Tüchtigsten ein sehr wichtiges Unterfangen. Wie ist es da möglich, daß man in Korea so nachlässig vorgeht! Doch sehen wir, daß die Leute in Korea trotzdem gebildeter und höflicher sind als die Europäer, da sie mehr Wert auf literarische Bildung legen

*(Ma Tze-ming)
Dezember 1887*

Die Zustände bei den Staatsexamen in Korea, von denen Ma Tze-mings Bild berichtet, mußten für einen chinesischen Beobachter beinahe unbegreiflich sein. Das koreanische Prüfungssystem war offenbar aus China übernommen. Aber seine Handhabung, wenn die Berichterstattung wahrheitsgemäß ist, zerstört seinen eigentlichen Sinn: die zuverlässige Auslese der Begabtesten der ganzen Nation als Beamte und Führer in einem sehr harten, aber auch sehr demokratischen Verfahren. Die Chinesen waren mit Recht stolz auf ihr Prüfungssystem, das zwar seine Schwächen hatte, da der Nachdruck auf literarische Leistungen gelegt wurde und in späterer Zeit auch Formalismus und Korruption Einzug hielten. In Peking wurden die letzten Prüfungen 1900 vor dem Boxeraufstand durchgeführt. Das Examenssystem wurde 1903 durch kaiserliches Dekret abgeschafft. Die Prüfungshallen und Zellen am Ende der Pekinger Gasse des Kuanyin-Tem-

pels in der Oststadt wurden in der Boxerzeit teilweise zerstört, verfielen und verschwanden schließlich.

Die Zahl der Examenszellen, in die die Kandidaten eingeschlossen wurden, ging angesichts der großen Zahl von Prüflingen in die Tausende. In Kanton waren es 8653, angeordnet in einem System von schmalen Gassen, in Peking um die achttausend. Die Einzelzelle, in der der Kandidat sich selbst verpflegte, war etwa 2 auf 1,5 Meter groß und wenig höher als Mannshöhe. Verbindungsaufnahme mit Nachbarn stand unter schwerer Strafe. Tag und Nacht patrouillierten Aufpasser in den Gassen zwischen den Zellen. Die Prüflinge bekamen bei Examensbeginn spezielle Kleidung, damit wurde verhindert, daß sie Bücher, Papiere, Notizen mit einschmuggelten. Trotzdem gelang es wohl manchem, einen speziell für diese Prüfungen hergestellten Miniaturdruck der Klassiker, einen „Schlauch“ also, mit in die Zelle zu bringen. (Übrigens gab es auch sogenannte Examenshemden, Seidenstücke, die zu einem Hemd zusammengenäht wurden; in winziger Schrift waren die klassischen Texte darauf geschrieben.) Der physische und psychische Prüfungsdruck war ungeheuer. Manche Kandidaten hatten Tobsuchtsanfälle, erkrankten oder starben. Da die Zellen versiegelt waren, mußten Tote durch eine besonders geschlagene Öffnung entfernt werden. Aber, so Rainer Hoffmann in „Entmaoisierung in China“: „Die Prüfung wird zum Zauberstab, der alles verwandelt.“

Verständlich, daß die koreanischen Prüfungen im Vergleich damit dem chinesischen Betrachter wie eine Farce erscheinen mußten.

海國輪才

試士之有功令非
得已
此古校檢之
偏
封皆居社樂
中
以果不杜則

侍進
者出其間而美于時政
庄斯今
親朝野試事則竟無所
若問何
者雅民聞十國中隱地雅操大指
喚實食物
諸生如對當席地作
文上賓
低微以能風日出位皆得
若無禁
未至其長有居三權狀類
事要
以庶民主試所居諸生完
其後即
御指內收卷官於此呈上隨定主取
為大方試
若指才大曲何是現操之為且如
斯年告親
秋都人士樹文爾雅究出乎
泰西各
國之上士其所謂同在文學子也



Ernst August Friedrich Klingemann, geboren am 31. 8. 1777 in Braunschweig, ist am 25. 1. 1831 dort gestorben.

»Nachtwachen. Von Bonaventura« – unter diesem Titel erschien 1804, innerhalb einer Reihe von »neuen deutschen Original Romanen«, die der Verlag Dienemann im leinen sächsischen Städtchen Penig herausbrachte, das Buch, das hier zum erstenmal mit seinem wirklichen Verfassernamen vorgelegt wird.

Bei den Zeitgenossen blieb es so gut wie unbeachtet. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde es im Zusammenhang mit der Erforschung der romantischen Literatur und Philosophie von Rudolf Haym und anderen entdeckt und erschien seit 1877 in immer neuen Nachdrucken.

Als mutmaßlichen Verfasser nahmen die Literaturwissenschaftler u. a. Schelling, E.T.A. Hoffmann, Brentano und F. G. Wetzlar an. Keine Hypothese war zwingend.

1973 identifizierte Jost Schillemeit den Braunschweiger Literaten und Theaterdirektor August Klingemann – ihm ist übrigens die erste öffentliche Aufführung von Goethes »Faust« 1829 zu verdanken – als Verfasser der »Nachtwachen«.

In dieser Nacht war grosser Lärm. Aus der Haustür eines berühmten Dichters flog eine Perücke und hinterdrein eilte ihr Besitzer, so daß es zweideutig war, ob er dem vorausfliehenden Gute nachsetze, oder vielmehr nachgesezt werde. Ich hielt ihn dieser Zweideutigkeit halber fest, und ließ ihn beichten. –

»Mein Freund! – sagte er – Ich setze der Unsterblichkeit nach, und werde von ihr nachgesezt! Er selbst wird es wissen, wie schwer es ist berühmt zu werden, wie noch unendlich schwerer aber zu leben; man klagt in allen Fächern über Überhäufung, so auch in dem Fache des berühmten und lebendig Seins, dazu beschwert man sich über so manche in beiden Fächern angestellte schlechte Subjekte, daß man niemandem mehr auf sein Wort glauben will. Mir besonders hat man große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und ich habe es durchaus zu nichts bringen können. Sage er selbst, was soll ein Mensch der nicht schon im Mutterleibe eine Krone auf dem Haupte trägt, oder mindestens, wenn er aus dem Eie gekrochen, an den Ästen eines Stammbaums das Klettern lernen kann, in dieser Welt anfangen, wenn er weiter nichts mitbringt, als sein nacktes Ich und gesunde Glieder. Ich kenne nichts einfältigeres in der Zeit worin wir einmal leben, und wo die Ämter, die Würden, die Ordensbänder und Sterne schon früher fertig sind, als der, der sie tragen oder bekleiden soll. Möchte ein armer Teufel, der nicht mindestens bei seiner Geburt gleich in einen warmen Rock fahren kann, nicht lieber wünschen als ein Stumpf aus seiner Mutterleibe hervorzugehen, angestaunt und gespeiset zu werden? Ich denke er versteht mich Kamerad!

Ich hab's auf alle Weise versucht mich fortzubringen, aber immer vergeblich; bis ich endlich fand ich habe Kants Nase, Goethens Augen, Lessings Stirn, Schillers Mund, und den Hintern mehrerer berühmter Männer; ich machte darauf aufmerksam und fand Eingang, ja man fing an mich zu bewundern. Jetzt trieb ich's weiter, ich schrieb an große Geister um alten abgelegten Trödel, und das Glück wollte mir so wohl, daß ich jetzt in Schuhen einherschreite in denen einst Kant eigenfüßig ging, am Tage Goethens Hut auf Lessings Perücke setze, und zu Abends Schillers Schlafmütze trage, ja ich ging noch weiter, ich lernte weinen wie Kotzebue und niesen wie Tieck, und er glaubt nicht welchen Eindruck ich oft da-

durch zuwege bringe, die Kreatur wohnt nun einmal im Leibe, und hat es mit diesem lieber zu thun, als mit dem Geiste; es ist keine Spiegelfechterei, wenn ich ihm erzähle, daß jemand vor dem ich einst wie Goethe mit verkehrt gesetztem Hute und in die Rockfalten verborgenen Händen einherwandelte, mir die Versicherung gab, das amüsire ihn mehr, als Goethens neueste Schriften. – Man zieht mich seitdem an die vornehmsten Tafeln und ich befinde mich wohl dabei. –

Nur heute fuhr ich übel, denn als ich einen bekannten großen Geist, der öffentlich bedeutend auftritt, in seinen vier Pfählen belauschen wollte, behandelte er mich als einen Dieb, ohnerachtet das was ich ihm in der Eile mit den Augen entwandte, nicht eben sehr rühmenswerth war.«

Er setzte sich nach diesen Worten Lessings Perücke wieder auf das Haupt und machte dabei noch folgenden Sarkasmus:

»Freund was hat man von dieser Unsterblichkeit, wenn nach dem Tode die Perücke unsterblicher ist, als der Mann der sie trug? – Vom Leben selbst will ich nicht einmal reden, denn während seines Daseins stolzirt nur der sterblichste Schlucker unsterblich einher, während man nach dem Genius, wo er sich blicken läßt, mit Fäusten ausschlägt – erinnere er sich an das Haupt das vor mir in dieser Perücke steckte! Gute Nacht!« –

Ich ließ den Narren laufen. –

Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers.

»Es ist ein wunderlich Ding hier in meiner Hand, und wenn ichs von Sekunde zu Sekunde – was sie dort ein Jahrhundert heißen – durch das Vergrößerungsglas betrachte, so hat sich's immer toller auf der Kugel verwirrt, und ich weiß nicht ob ich darüber lachen oder mich ärgern soll – wenn beides sich nur überhaupt für mich schickte. Das Sonnenstäubchen, das daran herumkriecht, nennt sich Mensch; als ich es geschaffen hatte, sagte ich zwar der Sonderbarkeit wegen es sei gut – übereilt war das freilich, indeß ich hatte nun einmal meine gute Laune, und alles Neue ist hier oben in der langen Ewigkeit willkommen, wo es gar keinen Zeitvertreib giebt. – Mit manchem was ich geschaffen, bin ich freilich noch jezt zufrieden, so ergötzt mich die bunte Blumenwelt mit den Kindern die darunter spielen, und die fliegenden Blumen, die Schmetterlinge und Insekten, die sich als leichtsinnige Jugend von ihren Müttern trennten und doch zu ihnen zurückkehren um ihre Milch zu trinken und an der Mutter Brust zu schlummern und zu sterben.*

* Irgend ein Naturforscher stellt die Hypothese auf, daß die ersten Insekten nur Staubfäden an Pflanzen waren, die sich durch ein Ohngefähr von ihnen trennten.

Heinrich von Kleist
Kreidezeichnung von seiner Braut
Wilhelmine von Zenge



HEINRICH VON KLEIST (1777–1811)

einer der größten deutschen Dramatiker, schuf, ausgerüstet mit einer genialen Kraft des Wortes, ein Werk, in dem sich, fern der Zucht klassischer Harmonie, Unruhe und Besessenheit spiegeln.

Kleist wurde am 18. Oktober 1777 als Sohn einer alten Offiziers- und Adelsfamilie geboren. Auch er trat ins Heer ein, nahm aber schon 1799 seinen Abschied und studierte in Frankfurt an der Oder. Die Beschäftigung mit der Philosophie Kants stürzte ihn in eine schwere Krise. Von innerer Unruhe getrieben, begab er sich, begleitet von seiner Stiefschwester Ulrike, auf Reisen nach der Schweiz und Frankreich und kehrte 1803 nach einem Zusammenbruch zurück. 1805/06 war er als Beamter in Königsberg tätig. 1807/09 arbeitete er publizistisch in Dresden; zusammen mit Adam Müller gründete er die Zeitschrift *Phöbus*. Leidenschaftlich bekämpfte er Napoleon und versuchte, die Deutschen aus ihrer Lethargie aufzurütteln. 1810/11 gab er in Berlin die *Berliner Abendblätter* heraus. Verkannt und mittellos erschoss er sich am 21. November 1811 zusammen mit Henriette Vogel am Wannsee bei Berlin.

Werke: Dramen: *Die Familie Schroffenstein* (Trsp. 1803), *Amphitryon* (K. 1807); *Penthesilea* (Trsp. 1808); *Robert Guiskard* (Dramenfragment 1808); *Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe* (Sch. 1808); *Der zerbrochene Krug* (Lsp. 1811). Hinterlassene Schriften, hg. von Ludwig Tieck (1821): *Die Hermannschlacht* (e. 1808); *Prinz Friedrich von Homburg* (Sch., e. 1809–11).

Novellen: *Das Erdbeben in Chili* (1807); *Die Marquise von O.* (1808); *Michael Kohlhaas* (Teildruck 1808); sämtlich nochmals in *Erzählungen* (1810/11, 2 Bde.); dort ferner: *Die Verlobung in St. Domingo*; *Das Bettelweib von Locarno*; *Der Findling*; *Die heilige Cäcilie oder Die Gewalt der Musik*; *Der Zweikampf*. – Anekdoten in den *Berliner Abendblättern*, Abhandlung *Über das Marionettentheater* (1810).

Kleist leitete aus der Philosophie Kants die Auffassung ab, daß es für den Menschen keine Möglichkeit zur Erkenntnis der Wahrheit gäbe. Er beschreibt die Krise, in der er sich befand, in einem Brief vom 22. März 1801 an seine Braut Wilhelmine von Zenge:

Ich hatte schon als Knabe (mich dünkt am Rhein durch eine Schrift von Wieland) mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommenung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommenung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesen Gedanken bildete

sich so nach und nach eine eigne Religion, und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden stillzustehen, und immer unaufhörlich einem höheren Grade von Bildung entgegenzuschreiten, ward bald das einzige Prinzip meiner Tätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist...

Vor kurzem ward ich mit der neueren, sogenannten Kantischen Philosophie bekannt – und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen...

Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr – und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich.

Von dieser Überlegung »tief in seinem heiligsten Innern ... verwundet«, sagt Kleist zusammenfassend: »Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr –«.

Diese sogenannte Kant-Krise ist nicht Ausdruck einer wirklichen Auseinandersetzung mit der Lehre des Königsberger Philosophen. Vielmehr stieß Kleist auf eine Formulierung, die seiner eigenen Lebensstimmung entsprach, in der er seine persönliche Erfahrung wiederzufinden glaubte. Kleist fand nicht wie Schiller Trost in den großen Ideen, die allem Geschehen zugrunde liegen und dem Menschen die Kraft geben, Widerstände der Welt zu besiegen; vielmehr war er ein Romantiker, der sich im Einfühlen in die Geheimnisse der Allnatur über die Wirklichkeit hinausgehoben fühlte. Er wollte wissen, wozu sein Ich bestimmt ist, wie es sich in dieser Welt behaupten kann. Diese Frage nach der Bestimmung des Menschen und deren Erfüllung wurde zum Grundthema seiner Dramen: Wie kann sich der Mensch, der aus der Gewißheit und Sicherheit des Gefühls lebt, gegenüber der trügerischen Sinnenwelt, gegenüber Zufall, Zwang und Widerigkeit des Schicksals behaupten?



Heinrich von Kleist gehört in der geschichtlich und kulturell reichhaltigen und spannenden Zeit anfangs des 19. Jahrhunderts zu den grossen deutschsprachigen Autoren, die sich literaturgeschichtlich nicht einordnen lassen. Obwohl Zeitgenosse von Goethe und E.T.A. Hoffmann, ist er weder ein Klassiker noch ein Romantiker.

Leben

Als Sohn eines preussischen Offiziers trat Kleist sehr jung, mit knapp 15 Jahren, in den Militärdienst ein. Zu diesem Zeitpunkt war sein Vater bereits tot, die Mutter starb 1793. Immer mehr distanziert er sich vom Offiziersberuf: 1799 bittet er um die Entlassung aus der Armee. In Frankfurt an der Oder studiert er Mathematik, Philosophie und Physik. Die Verlobung mit der fünf Jahre jüngeren Wilhelmine von Zenge wird 1802 wieder aufgelöst.

„Zwei Autoren bestimmen in dieser Zeit den Lektüreplan Kleists: Immanuel Kant (1724-1804) und Jean-Jacques Rousseau (1712-78). Dem Programm der Aufklärung, wie es Kant formuliert hatte, nämlich sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und sich von Vormündern unterschiedlicher Art zu befreien, war Kleist schon lange gefolgt. Als er nun die kritischen Untersuchungen des Philosophen genauer studierte und die Erörterungen über die Bedingungen und Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis las, stürzte er in eine tiefe Krise, da er aus Kants Überlegungen den Schluss zog, dass dem Menschen der Weg zu einer absolut sicheren und wahren Erkenntnis versperrt sei[, dass „hienieden keine Wahrheit zu finden“ sei]. Bei Rousseau machen ihm die Aussagen über die ursprüngliche Natur und anfängliche gegenseitige Zuwendung der Menschen großen Eindruck. Er ersehnte wie viele andere den paradiesischen Zustand der Harmonie von Mensch und Natur und von Mensch zu Mensch. Das unmittelbare, unverstellte Gefühl, so glaubt er, kann ihn an dieses Ziel bringen.“

(T. Pelster: Heinrich von Kleist, Der zerbrochne Krug. Stuttgart, Reclam 2004. Lektüreschlüssel für Schüler)

Eine von Reisen (Frankreich, Schweiz), aber auch von Krankheit und geistiger Unruhe geprägte Zeit folgte. Ein halbes Jahr verbringt er in französischer Gefangenschaft, mehrere Male wechselt er seinen Wohnaufenthalt. Kleist hat sehr hohe geistige und moralische Ansprüche an sich und sein Umfeld, einen ernsthaften und intensiv erlebenden Charakter. Doch bei den Zeitgenossen ist ihm kein Erfolg beschieden, obwohl er alles tut, um vom Schreiben leben zu können. So versucht er unter anderem, verschiedene Zeitschriften mit literarisch-kulturellem Inhalt zu lancieren (*Phöbus*, *Berliner Abendblätter*), doch keine erscheint länger als ein Jahr. Am 20. November 1811 verübt er zusammen mit seiner 31-jährigen Freundin Henriette Vogel Selbstmord. In einem Abschiedsbrief schreibt er: „[...] die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war.“

Werk

Nur drei von insgesamt sieben fertiggestellten Theaterstücken Kleists wurden zu seinen Lebzeiten aufgeführt, zum Teil ohne sein Wissen (!): *Familie Schroffenstein* (1804), *Das Käthchen von Heilbronn* (1808), *Der zerbrochne Krug* (1808). Ungefähr ab 1860 wurden auch die anderen Dramen inszeniert (*Penthesilea*, *Amphitryon*, *Die Hermannsschlacht*, *Prinz Friedrich von Homburg*), in der Moderne mit gesteigerter Häufigkeit: Es scheint, als ob erst die Menschen des 20. Jahrhunderts Kleists Figuren richtig verstehen konnten.

Kleist verstand sich vor allem als Dramatiker, aber er hat auch mehrere Erzählungen verfasst (*Michael Kohlhaas*, *Die Marquise von O...*, *Das Erdbeben von Chili*, *Der Findling* u.a.), die auch heute noch unter anderem wegen ihrer teilweise verstörenden Morillosigkeit und Brutalität faszinieren und zur Interpretation herausfordern können.

Kleist, Besessener der Sprache

Er war ein Komet, als Dichter seiner Zeit weit voraus, ein Getriebener, der Goethe mit «Schauer und Abscheu» erfüllte – einer der radikalsten Einzelgänger der deutschen Literatur.

Es war ein störrischer, kleinwüchsiger Sonderling mit einer Sprechhemmung am Rand des Stotterns, der das schroffste Gebirge deutscher Sprache aufgetürmt hat: Satzkatarakte von wilder Gewalt, wie erdacht zu dem ausdrücklichen Zweck, ihre Bewältigung durch einen Stotterer unmöglich zu machen; stossende, oft atemlos verschränkte Dialoge in den Dramen; und zwischendrin in erstaunlichem Kontrast die leisen oder ironischen Töne, jedes Wort gewogen: «Missvergnügt murmelt» zieht da in der «Heiligen Cäcilie» ein Gewitter ab, und in der Fabel beicht der Löwe, «es sei ihm in leckerhaften Augenblicken zugestossen, dass er den Schäfer gefressen».

Ein Besessener der Sprache war dieser Heinrich von Kleist, von Ehrgeiz gepeinigt, mehrfach unter falschem Namen reisend, zeitweise verschollen, eine vielfältig verkrachte Existenz. «Das Glück, ein vernunftvoll abwägender, einfach empfindender Mensch zu sein», schrieb Robert Walser über ihn, «sieht er, zu Geröll zersprengt, wie polternde und schmetternde Felsblöcke den Bergsturz seines Lebens hinunterrollen.»

Offizier hätte er werden sollen, als Sohn eines preussischen Hauptmanns in Frankfurt an der Oder 1777 geboren, streng erzogen, früh verwaist. 1799 kehrte er dem Militär den Rücken, studierte ein Jahr lang Physik und Philosophie, bezog 1802 ein Häuschen am Thunersee und schrieb sein erstes Drama («Die Familie Schroffenstein»). 1803 war er in Paris, verbrannte das Manuskript seiner nächsten Tragödie, «Robert Guiskard», und schrieb seiner Stiefschwester: «Nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das grösste der Güter der Erde.» Er werde in Napoleons Armee eintreten «und den schönen Tod der Schlachten sterben».

Die Franzosen schoben ihn ab, in Mainz lag er krank darnieder, in Berlin bewarb er sich 1804 um einen Posten in der preussischen Finanzverwaltung, die schickte ihn nach Königsberg, nach zwei Jahren gab er auf, auf dem Weg nach Dresden wurde er 1807 von der Besatzungsmacht als Spion verhaftet. Und nun, in französischer Gefangenschaft,



wirft er die wüste Tragödie «Penthesilea» aufs Papier. In ihr liege, schreibt er, «der ganze Schmutz und Glanz meiner Seele», er habe sie sich «von der Brust heruntergehustet». Penthesilea, die Amazonenkönigin, reiss den Achilles, der sie gedemütigt hat, eigenhändig in Stücke, «sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reisend, den Zahn schlägt sie in seine weisse Brust». Nicht von Goethe, nicht von Schiller, sagt Thomas Mann – von Kleist gehe «die dramatische Urrerschütterung aus, der mythische Schauer, der heilige Schrecken der antiken Tragödie».

«Ach, es ist ekelhaft, zu leben!»

Und im selben Jahr schreibt Kleist «das witzig-anmutvollste, das tiefste und schönste Theaterspielwerk der Welt» (wieder Thomas Mann): «Amphitryon». Im Jahr darauf den «Zerbrochenen Krug», den der darüber richtende Richter selbst zerbrochen hat – die am meisten plagierte Komödie deutscher Sprache. Und 1809 die Ode «Germania an ihre Kinder», den Hassgesang auf die französischen Besatzer: «Dämmt den Rhein mit ihren Leichen! Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht.» Und den «Michael Kohlhaas», der, «in die Hölle der unbefriedigten Rache zurückgeschleudert», brandschatzend durch Sachsen zieht. Über all dies Goethes Verdikt: «Mir erregte dieser Dichter immer Schauer und Abscheu, wie ein von der Natur schön

intentionierter Körper, der von unheilbarer Krankheit ergriffen wäre.»

«Ach, es ist ekelhaft, zu leben!» hatte Kleist schon 1801 an seine zeitweilige Braut geschrieben. (War er homosexuell? Impotent? Die Biographen streiten sich.) Mit 34 Jahren, 1811, fand er eine ähnlich überspannte Dame, Henriette Vogel, mit der ihn nichts verband als der Wunsch, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Am 20. November 1811 nahmen sie im Gasthaus zum Neuen Krug bei Berlin Quartier, tranken Kaffee, Wein und Rum in Mengen, sangen auch – und schrieben Briefe bis zum Morgen. Sie: «Wir liegen erschossen auf der Strasse nach Potsdam.» Er: «Morgens und abends knie ich nieder und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil er es mir durch den herrlichsten und wollüstigsten aller Tode vergütigt.»

Am 21. November gegen 16 Uhr klangen vom Kleinen Wannensee zwei Pistolenschüsse herüber. In der literarischen Welt erregte Kleist sogleich ein Aufsehen, das ihm zu Lebzeiten nie vergönnt gewesen war. 1821 wurde der «Prinz von Hornburg», 1876 endlich die «Penthesilea» uraufgeführt. «Ein Leben», sagte Thomas Mann 1954 in Zürich, «braucht nicht 80 Jahre zu währen, um auf seine Art voll bestanden und siegreich vollendet zu sein.»

Wolf Schneider

Illustration: Angelo Boog

Zu L...e in Frankreich war ein junger Kaufmannsdiener, Charles C..., der die Frau seines Prinzipals, eines reichen aber bejahrten Kaufmanns, namens D..., heimlich liebte. Tugendhaft und rechtschaffen, wie er die Frau kannte, machte er nicht den mindesten Versuch, ihre Gegenliebe zu erhalten: um so weniger, da er durch manche Bande der Dankbarkeit und Ehrfurcht an seinen Prinzipal geknüpft war. Die Frau, welche mit seinem Zustande, der seiner Gesundheit nachtheilig zu werden drohte, Mitleiden hatte, forderte ihren Mann, unter mancherlei Vorwand auf, ihn aus dem Hause zu entfernen; der Mann schob eine Reise, zu welcher er ihn bestimmt hatte, von Tage zu Tage auf, und erklärte

endlich ganz und gar, daß er ihn in seinem Kontor nicht entbehren könne. Einst machte Herr D..., mit seiner Frau, eine Reise zu einem Freunde, aufs Land; er ließ den jungen C..., um die Geschäfte der Handlung zu führen, im Hause zurück. Abends, da schon alles schläft, macht sich der junge Mann, von welchen Empfindungen getrieben, weiß ich nicht, auf, um noch einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Er kömmt bei dem Schlafzimmer der teuern Frau vorbei, er steht still, er legt die Hand an die Klinke, er öffnet das Zimmer: das Herz schwillt ihm bei dem Anblick des Bettes, in welchem sie zu ruhen pflegt, empor, und kurz, er begeht, nach manchen Kämpfen mit sich selbst, die Thorheit, weil es doch niemand sieht, und zieht sich aus und legt sich hinein. Nachts, da er schon mehrere Stunden, sanft und ruhig, geschlafen, kommt, aus irgend einem besonderen Grunde, der, hier anzugeben, gleichgültig ist, das Ehepaar unerwartet nach Hause zurück; und da der alte Herr mit seiner Frau ins Schlafzimmer tritt, finden sie den jungen C..., der sich, von dem Geräusch, das sie verursachen, aufgeschreckt, halb im Bette, erhebt. Scham und Verwirrung, bei diesem Anblick, ergreifen ihn; und während das Ehepaar betroffen umkehrt, und wieder in das Nebenzimmer, aus dem sie gekommen waren, verschwindet, steht er auf, und zieht sich an; er schleicht, seines Lebens müde, in sein Zimmer, schreibt einen kurzen Brief, in welchem er den Vorfall erklärt, an die Frau, und schießt sich mit einem Pistol, das an der Wand hängt, in die Brust. Hier scheint die Geschichte seines Lebens aus; und gleichwohl (sonderbar genug) fängt sie hier erst allererst an. Denn statt ihn, den Jüngling, auf den er gemünzt war, zu töten, zog der Schuß dem alten Herrn, der in dem Nebenzimmer befindlich war, den Schlagfluß zu: Herr D... verschied wenige Stunden darauf, ohne daß die Kunst aller Ärzte, die man herbeigerufen, imstande gewesen wäre, ihn zu retten. Fünf Tage nachher, da Herr D... schon längst begraben war,

erwachte der junge C..., dem der Schuß, aber nicht lebensgefährlich, durch die Lunge gegangen war: und wer beschreibt wohl – wie soll ich sagen, seinen Schmerz oder seine Freude? als er erfuhr, was vorgefallen war, und sich in den Armen der lieben Frau befand, um derentwillen er sich den Tod hatte geben wollen! Nach Verlauf eines Jahres heiratete ihn die Frau; und beide lebten noch im Jahr 1801, wo ihre Familie bereits, wie ein Bekannter erzählt, aus 13 Kindern bestand.

Zu St. Omer im nördlichen Frankreich ereignete sich im Jahr 1803 ein merkwürdiger Vorfall. Dasselbst fiel ein großer toller Hund, der schon mehrere Menschen beschädigt hatte, über zwei, unter einer Haustür spielende, Kinder her. Eben zerreißt er das jüngste, das sich, unter seinen Klauen, im Blute wälzt; da erscheint, aus einer Nebenstraße, mit einem Eimer Wasser, den sie auf dem Kopf trägt, die Mutter. Diese, während der Hund die Kinder losläßt, und auf sie zuspringt, setzt den Eimer neben sich nieder; und außerstand zu fliehen, entschlossen, das Untier mindestens mit sich zu verderben, umklammert sie, mit Gliedern, gestählt von Wut und Rache, den Hund: sie erdrosselt ihn, und fällt, von grimmigen Bissen zerfleischt, ohnmächtig neben ihm nieder. Die Frau begrub noch ihre Kinder und ward, in wenig Tagen, da sie an der Tollwut starb, selbst zu ihnen ins Grab gelegt.

Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten

»Drei Geschichten«, sagte ein alter Offizier in einer Gesellschaft, »sind von der Art, daß ich ihnen zwar selbst vollkommenen Glauben beimesse, gleichwohl aber Gefahr liefe, für einen Windbeutel gehalten zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Denn die Leute fordern, als erste Bedingung, von der Wahrheit, daß sie wahrscheinlich sei; und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf Seiten der Wahrheit.«

Erzählen Sie, riefen einige Mitglieder, erzählen Sie! – denn man kannte den Offizier als einen heitern und schätzenswürdigen Mann, der sich der Lüge niemals schuldig machte.

Der Offizier sagte lachend, er wolle der Gesellschaft den Gefallen tun; erklärte aber noch einmal im voraus, daß er auf den Glauben derselben, in diesem besonderen Fall, keinen Anspruch mache.

Die Gesellschaft dagegen sagte ihm denselben im voraus zu; sie forderte ihn nur auf, zu reden, und horchte.

»Auf einem Marsch 1792 in der Rheinkampagne«, begann der Offizier, »bemerkte ich, nach einem Gefecht, das wir mit dem Feinde gehabt hatten, einen Soldaten, der stramm, mit Gewehr und Gepäck, in Reih und Glied ging, obschon er einen Schuß mitten durch die Brust hatte; wenigstens sah man das Loch vorn im Riemen der Patrontasche, wo die Kugel eingeschlagen hatte, und hinten ein anderes im Rock, wo sie wieder herausgegangen war. Die Offiziere, die ihren Augen bei diesem seltsamen Anblick nicht trauten, forderten ihn zu wiederholten Malen auf, hinter die Front zu treten und sich verbinden zu lassen; aber der Mensch versicherte, daß er gar keine Schmerzen habe, und bat, ihn, um dieses Prellschusses willen, wie er es nannte, nicht von dem Regiment zu entfernen. Abends, da wir ins Lager gerückt waren, untersuchte der herbeigerufene Chirurg

(Heinrich von Kleist:

Anekdoten) (ca. 1805 - 1811)

gus seine Wunde; und fand, daß die Kugel vom Brustknochen, den sie nicht Kraft genug gehabt, zu durchschlagen, zurückgeprellt, zwischen der Ripbe und der Haut, welche auf elastische Weise nachgegeben, um den ganzen Leib herumgeglitscht, und hinten, da sie sich am Ende des Rückgrats gestoßen, zu ihrer ersten senkrechten Richtung zurückgekehrt, und aus der Haut wieder hervorgebrochen war. Auch zog diese kleine Fleischwunde dem Kranken nichts als ein Wundfieber zu: und wenige Tage verflossen, so stand er wieder in Reih und Glied.«

Wie? fragten einige Mitglieder der Gesellschaft betroffen, und glaubten, sie hätten nicht recht gehört.

Die Kugel? Um den ganzen Leib herum? Im Kreise? — Die Gesellschaft hatte Mühe, ein Gelächter zu unterdrücken.

»Das war die erste Geschichte«, sagte der Offizier, indem er eine Prise Tabak nahm, und schwieg.

Beim Himmel! platzte ein Landedelmann los: da haben Sie recht; diese Geschichte ist von der Art, daß man sie nicht glaubt!

»Eilf Jahre darauf«, sprach der Offizier, »im Jahre 1803, befand ich mich, mit einem Freunde, in dem Flecken Königstein in Sachsen, in dessen Nähe, wie bekannt, etwa auf eine halbe Stunde, am Rande des äußerst steilen, vielleicht dreihundert Fuß hohen, Elbufers, ein beträchtlicher Steinbruch ist. Die Arbeiter pflegen, bei großen Blöcken, wenn sie mit Werkzeugen nicht mehr hinzu kommen können, feste Körper, besonders Pfeifenstiele, in den Riß zu werfen, und überlassen der, keilförmig wirkenden, Gewalt dieser kleinen Körper das Geschäft, den Block völlig von dem Felsen abzulösen. Es traf sich, daß, eben um diese Zeit, ein ungeheurer, mehrere tausend Kubikfuß messender, Block zum Fall auf die Fläche des Elbufers, in dem Steinbruch, bereit war; und da dieser Augenblick, wegen des sonderbar im Gebirge widerhallenden Donners, und mancher andern,

aus der Erschütterung des Erdreichs hervorgehender Erscheinungen, die man nicht berechnen kann, merkwürdig ist: so begaben, unter vielen andern Einwohnern der Stadt, auch wir uns, mein Freund und ich, täglich abends nach dem Steinbruch hinaus, um den Moment, da der Block fallen würde, zu erhaschen. Der Block fiel aber in der Mittagsstunde, da wir eben, im Gasthof zu Königstein, an der Tafel saßen; und erst um 5 Uhr gegen Abend hatten wir Zeit, hinaus zu spazieren, und uns nach den Umständen, unter denen er gefallen war, zu erkundigen. Was aber war die Wirkung dieses seines Falls gewesen? Zuvörderst muß man wissen, daß, zwischen der Felswand des Steinbruchs und dem Bette der Elbe, noch ein beträchtlicher, etwa 50 Fuß in der Breite haltender Erdstrich befindlich war; dergestalt, da der Block (welches hier wichtig ist) nicht unmittelbar ins Wasser der Elbe, sondern auf die sandige Fläche dieses Erdstrichs gefallen war. Ein Elbkahn, meine Herren, das war die Wirkung dieses Falls gewesen, war, durch den Druck der Luft, der dadurch verursacht worden, aufs Trockne gesetzt worden; ein Kahn, der, etwa 60 Fuß lang und 30 breit, schwer mit Holz beladen, am andern, entgegengesetzten, Ufer der Elbe lag: diese Augen haben ihn im Sande — was sag ich? sie haben, am anderen Tage, noch die Arbeiter gesehen, welche, mit Hebeln und Walzen, bemüht waren, ihn wie er flott zu machen, und ihn, vom Ufer herab, wieder ins Wasser zu schaffen. Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Elbe (die Oberfläche derselben) einen Augenblick ausgetreten, auf das andere flache Ufer übergeschwappt und den Kahn, als einen festen Körper, daselbst zurückgelassen; etwa wie, auf dem Rande eines flachen Gefäßes, ein Stück Holz zurückbleibt, wenn das Wasser, auf welchem es schwimmt, erschüttert wird.«

35 Und der Block, fragte die Gesellschaft, fiel nicht ins Wasser der Elbe?

Der Offizier wiederholte: nein!

Seltsam! rief die Gesellschaft.

Der Landedelmann meinte, daß er die Geschichten, die seinen Satz belegen sollten, gut zu wählen wüßte.

»Die dritte Geschichte«, fuhr der Offizier fort, »trug sich zu, im Freiheitskriege der Niederländer, bei der Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma. Der Herzog hatte die Schelde, vermittelt einer Schiffsbrücke, gesperrt, und die Antwerpner arbeiteten ihrerseits, unter Anleitung eines geschickten Italieners, daran, dieselbe durch Brander, die sie gegen die Brücke losließen, in die Luft zu sprengen. In dem Augenblick, meine Herren, da die Fahrzeuge die Schelde herab, gegen die Brücke, anschwimmen, steht, das merken Sie wohl, ein Fahnenjunker, auf dem linken Ufer der Schelde, dicht neben dem Herzog von Parma; jetzt, verstehen Sie, jetzt geschieht die Explosion: und der Junker, Haut und Haar, samt Fahne und Gepäck, und ohne daß ihm das mindeste auf dieser Reise zugestoßen, steht auf dem rechten. Und die Schelde ist hier, wie Sie wissen werden, einen kleinen Kanonenschuß breit.«

»Haben Sie verstanden?«

Himmel, Tod und Teufel! rief der Landedelmann.

Dixi! sprach der Offizier, nahm Stock und Hut und ging weg.

Herr Hauptmann! riefen die andern lachend: Herr Hauptmann! — Sie wollten wenigstens die Quelle dieser abenteuerlichen Geschichte, die er für wahr ausgab, wissen.

Lassen Sie ihn, sprach ein Mitglied der Gesellschaft; die Geschichte steht in dem Anhang zu Schillers Geschichte vom Abfall der vereinigten Niederlande; und der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß ein Dichter von diesem Faktum keinen Gebrauch machen könne, der Geschichtschreiber aber, wegen der Unverwerflichkeit der Quellen und der Übereinstimmung der Zeugnisse, genötigt sei, dasselbe aufzunehmen.

vx.

Es war eine Frau, die war nicht gerade klug, aber sie war reich, und sie hatte einen Sohn gehabt, der war gestorben. Eines Tages war ihr Mann im Rat, da kam ein fahrender Schüler, der begehrte eine Suppe von ihr. Die Frau gab ihm zu essen, und sie sah das Gewand, das er anhatte, und sprach zu ihm: »Ich sehe, daß Ihr ein fahrender Schüler seid. Auch mein Sohn ist in eine andere Welt gefahren. Habt Ihr ihn nicht gesehen? Denn Ihr kommt ja weit hin und her.« Er sprach: »Ja, ich hab ihn gesehen, und er leidet Hunger und großen Frost, und er läßt Euch bitten, daß Ihr ihm einen Pelzrock und Hemden schickt und sechs oder sieben Gulden.« Die Frau sprach: »Gern«, und nahm des Mannes Rock, den mit Fuchspelz gefütterten, doch nicht den besten, und ein langes Hemd und drei Gulden und wickelte es in ein Leintuch wie ein Felleisen und sprach zu ihm: »Macht Euch bald damit hinweg, ehe daß mein Mann kommt, denn er würde es Euch sonst wieder nehmen.« Er ging davon, und nicht lange danach kam der Mann aus dem Rat, und die Frau sagte es ihm, wie sie ihrem Sohn etwas geschickt hätte. Der Mann war zornig und meinte, sie hätte ihm viel Geld geschickt, und er saß behend auf ein Pferd und eilte ihm nach in der Absicht, es ihm wieder zu nehmen. Da ihn der fahrende Schüler hinterherreiten sah, verbarg er das Felleisen unter einer Staude und lehnte sich auf einen Stecken. Als der Herr kam, sprach dieser zu ihm: »Hast du nicht einen Gesellen gesehen, der trug ein weißes Felleisen auf dem Rücken.« Der fahrende Schüler sprach: »Ja, er ist da über den Zaun gesprungen mit dem Felleisen, als er Euch gesehen hat, und lief dem Wald zu, Ihr könnt ihn noch erreichen.« Der Herr sprang von dem Pferd herab und gab es ihm zum Halten, bis er wiederkomme. Als der Herr nun dem Wald zulief und jenen suchen wollte, nahm der fahrende Schüler das Felleisen auf seinen Rücken, setzte sich aufs Pferd und ritt hinweg. Als der Herr niemand fand, drehte er wieder um und wollte wieder heimreiten. Da fand er das Pferd auch nicht mehr, und er mußte zu Fuß nach Hause traben. Als er nun nach Hause kam, da fragte ihn die Frau, ob er den Mann gefunden hätte. Er sagte: »Ja, ich habe ihm noch mehr Geld gegeben und habe ihm mein Pferd dazu geschenkt, damit er desto schneller zu ihm komme.« (51)

Von einem Gesellen, der dem Kaiser ähnlich sah

Es kam einmal ein junger Geselle nach Rom, der sah dem Kaiser Oktavian ähnlich im Angesicht, und jedermann lief auf ihn zu, wenn der junge Geselle in Rom spazierenging, und wollte den Kaiser sehen, dem er so ähnlich sah. Das kam vor den Kaiser, und er wollte sein Angesicht an einem andern auch sehen. Er schickte nach ihm, und als er kam, sah er, daß es wohl wahr war. Der Kaiser sprach zu dem Gesellen: »Ist deine Mutter etwa auch hier in Rom gewesen?« Der junge Mann merkte, worauf der Kaiser hinaus wollte, und sagte: »Nein, meine Mutter ist nie hier gewesen, aber mein Vater ist sehr häufig hier gewesen.«

Wasser im Wein

Es waren Gäste in einem Wirtshaus, da sprach einer von ihnen zu dem Töchterlein: »Bring mir ein Gläslein voll Wasser. Ich will es in den Wein tun.« Das Töchterlein sprach: »Das ist nicht nötig, meine Mutter hat erst heute einen großen Zuber voll Wasser in das Faß geschüttet.« (50)

Es war ein Bauer, der zündete allemal ein Meßlichtlein an vor dem heiligen Sakrament, und dann ging er hinter den Altar, wo der Teufel auf einer Tafel gemalt war, und dem zündete er auch ein Licht an. Der Priester hatte das gesehen und meinte, er sei kein guter Christ, und nahm ihn deshalb vor. Da sprach der Bauer: »Ich tue es nicht aus Unglauben, wie Ihr meint, lieber Herr, sondern ich tue es aus guter Meinung. Ich zünde Gott dem Herrn ein Licht an, damit er mir Gutes tue, und zünde dem bösen Geist eines an, damit er mir nichts Böses tue.« (48)

Die Strafe für den Geiz

Es war auf eine Zeit einer Abt geworden in einem Kloster, der brach den armen Leuten das Almosen ab, und die allerkärgsten, zähesten Mönche, die er hatte, denen befahl er die äußerlichen Ämter an: als Gastmeister, Pförtner, Almosner und dergleichen Ämter. Und es begab sich einmal, daß ein guter Gesell übernachten wollte, und er kam an das Kloster im Winter und begehrte Herberge, und man konnte es ihm nicht versagen. Der Gastmeister führte ihn in die Hundestube, die stank sehr übel, und er brachte ihm eine arme Suppe und ein Stückchen schlechtes Brot und einen essigsuren Wein und kein Licht, und er mußte also im Dunkeln essen. Und er mußte die ganze Nacht auf einer harten Bank liegen, bis daß es Tag wurde. Da es nun Tag wurde, da wollte er hinweggehen, und er gedachte: Wie bezahlst du den Gastmeister und dankst ihm für die gute Herberge? Als er nun hinweggehen wollte, da findet er den Abt vor dem Kloster gehen und beten. Da kniet der Geselle vor ihm nieder und dankt ihm für die Herberge und sprach: »Große Ehre und Lob will ich von Euch sagen. In zehn Jahren bin ich nicht ehrlicher gehalten worden als heute nacht. Der Gastmeister hat mir gestern abend große und kleine Fische gesotten und hat mir dreierlei Wein gebracht und Weißbrot, und wir sind da beieinander gesessen in einer hübschen Stube bis zu der Mette. Nach diesem Wohlleben hat er mich zum Schlafen gewiesen in ein gutes Bett, das war weiß und hübsch bereit und zugerüstet, und ich habe sehr wohl geschlafen, und jetzt, da ich weggegangen bin, hat er mir ein paar hübsche Messer geschenkt. Darum will ich willig Euer Lob preisen. Der Abt, der war sehr zornig, und da man nun in das Kapitel kam, da nahm er den Gastmeister und hielt ihm das vor, was ihm der Geselle gesagt hatte. Der Gastmeister leugnete es ab. Es mußte aber wahr sein, sagte der Abt und ließ dem Gastmeister eine gute Strafe geben mit den Ruten. Also hat der Geselle sich gerächt an dem Gastmeister; und man setzte diesen ab und nahm einen andern. (47)

Johann Peter
Hebel

Unverhofftes Wiedersehen

In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ – „Und Friede und Liebe soll darin wohnen“, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein als an einem andern Ort.“ Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweiten Mal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hindernis wüsste anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen“, da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saunte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben¹ zerstört, und der Siebenjährige Krieg² ging vorüber, und Kaiser Franz I. starb³, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben⁴ und Polen geteilt⁵, und die Kaiserin Maria Theresia starb⁶, und der Struensee wurde hingerichtet⁷. Amerika wurde frei⁸, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern⁹. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch¹⁰. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland¹¹, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an¹², und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab¹³. Napoleon eroberte Preußen¹⁴, und die Engländer bombardierten Kopenhagen¹⁵, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.

Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also dass man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen und etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken

als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, „es ist mein Verlobter“, sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen lässt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewekkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stübchen tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht auf ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloss sie ein Kästlein auf, legte ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und lass dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. – Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten Mal auch nicht behalten“, sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Johann Peter Hebel



¹ 1. XI. 1755 ² 1756–1763 ³ 1765 ⁴ 1773 (vorübergehend) durch Papst Clemens XIV ⁵ 1772 erste Teilung Polens zwischen Österreich, Preußen und England ⁶ 1780 ⁷ dänischer Staatsmann, 1772 in Kopenhagen hingerichtet ⁸ 4. Juli 1776 – Loslösung von England durch die Unabhängigkeitserklärung; Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika ⁹ 1779 ¹⁰ 1790 ¹¹ 1788–1790 ¹² 1789 ¹³ 1792 ¹⁴ 1806 ¹⁵ 1807

Ernst Theodor Wilhelm/Amadeus Hoffmann

1776, 24.1.	in Königsberg geboren
1798	Jurastudium Universität Königsberg
1799	Verlobung mit Minna Doerffer
	Erste Kompositionen
1801	Regierungsassessor in Posen
1802	Strafversetzung nach Ploßk
	Trauung mit Maria Micheline Rohrer-Trzynska
1803	Erste Veröffentlichung eines Textes
1805	Tochter Cecilia geboren
1806	Zeit bitterster Not
1807	Tochter stirbt. Freund Hippel rettet ihn vor völligem wirtschaftlichem Zusammenbruch
1808	In Bamberg als Kapellmeister und Theaterarchitekt
	Liebe zu Julia Marc
	"Ritter Gluck"
1804 - 1809	Singspiele, Opern, Messe komponiert
1810	"Kreisleriana"
1812	In Tagebuchnotizen erwägt er Aufgabe der Schriftstellerei
	Musikalische Schriften
1813	Uebersiedelung nach Dresden
	"Nachricht von den neusten Schicksalen des Hundes Berganza", "Der goldene Topf", "Der Magnetiseur"
1814	"Die Automate"
1812 - 1814	Komposition der Oper "Undine" nach einem Text von Friederich v. Fouqué
1813 - 1816	Am Theater in Leipzig Kapellmeister
1814	Schwere Erkrankung in Leipzig; Uebersiedelung nach Berlin und Wiedereintritt in preussische Justizverwaltung
	"Nachtstücke", "Klein Zaches", u.a.
1815	Bekanntschaft mit Chamisso und Fouqué
	"Abenteuer in der Silvesternacht", "Der Doppelgänger"
	Musik zu "Thassilo" von Fouqué
1814/16	"Die Elxiere des Teufels", "Nussknacker und Mausekönig", "Der Sandmann"
1816	"Das fremde Kind"
1816/17	"Das Majorat"
1817	"Das Gelübde", "Das steinerne Herz"
1818	"Meister Martin der Küfner und seine Gesellen", "Das Fräulein von Scuderie", "Doge und Dogaresa", "Die Bergwerke zu Falun"
1818/19	"Der unheimliche Gast", "Spielerglück", "Signor Formica", "Die Brautwahl", Erscheinen der "Serapionsbrüder" Band I - IV
1820	"Prinzessin Brambilla", "Kater Murr" Band I: Letzte Veröffentlichung zu Hoffmanns Lebzeiten
1819/20	Gründung der Gesellschaft "Die Serapionsbrüder"
1821	"Der Elementargeist", "Die Königsbraut"
	Senatsrat beim Appellationsgericht zu Berlin
1821/22	"Meister Floh"
1822	"Kater Murr" Band II, "Des Vetters Eckfenster", u.a.
1822, 25.6.	in Berlin gestorben

[Gießen, Mitte März 1834]

[...] Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das Muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, – ist schauerhaft: Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen! [...] Ich verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsternis wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehns. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. [...] Du fragst mich: sehnst Du Dich nach mir? Nennst Du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann und wenn man davon gerissen ist, und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? [...]

›Der Hessische Landbote‹

[...] Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogtum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

1) Direkte Steuern	2,128,131 fl.
2) Indirekte Steuern	2,478,264 „
3) Domänen	1,547,394 „
4) Regalien	46,938 „
5) Geldstrafen	98,511 „
6) Verschiedene Quellen	64,198 „
	6,363,363 fl.

Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nötig die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für gewaltiges Ding: der Staat? Wohnt eine Anzahl Mensch in einem Land und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat sind also alle; die Ordner im Staatesind die Gesetze, durch welche das Wohl aller gesichert wird, und die aus dem Wohl aller hervorgehen sollen. – Seht nun, was man in dem Großherzogtum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d. h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.

Wer sind denn die, welche diese Ordnung gemacht haben, und die wachen, diese Ordnung zu erhalten? Das ist die Großherzogliche Regierung. Die Regierung wird gebildet von dem Großherzog und seinen obersten Beamten. Die andern Beamten sind Männer, die von der Regierung berufen werden, um jene Ordnung in Kraft zu erhalten. Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräte und Regierungsräte, Landräte und Kreisträte, geistliche Räte und Schulräte, Finanzräte und Forsträte usw. mit allem ihrem Heer von Sekretären usw. Das Volk ist ihre Herde, sie sind seine Hirten, Melker und Schinder; sie haben die Häute der Bauern an, der Raub der Armen ist in ihrem Hause; die Tränen der Witwen und Waisen sind das Schmalz auf ihren Gesichtern; sie herrschen frei und ermahnen das Volk zur Knechtschaft. Ihnen gebt ihr 6,000,000 fl. Abgaben; sie haben dafür die Mühe, euch zu regieren; d. h. sich von euch füttern zu lassen und euch eure Menschen- und Bürgerrechte zu rauben. Sehet, was die Ernte eures Schweißes ist.

Für das Ministerium des Innern und der Gerechtigkeitspflege werden bezahlt 1,110,607 Gulden. Dafür habt ihr einen Wust von Gesetzen, zusammengehäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhunderte, meist geschrieben in einer fremden Sprache. Der Unsinn aller vorigen Geschlechter hat sich darin auf euch vererbt, der Druck, unter dem sie erlagen, sich auf euch fortgewälzt.

Georg Büchner

Der Hessische Landbote: Büchner verfaßte die Flugschrift gemeinsam mit dem hessischen Rektor und Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig. Die Anteile der beiden Verfasser unterscheiden sich

stilistisch und zum Teil auch in den sozialpolitischen Zielsetzungen deutlich. Hier sind nur von Büchner stammende Partien aufgenommen.

Geboren am 13.12.1797 in Düsseldorf als Sohn des jüdischen Schnittwarenhändlers Samson Heine. Von 1810 -1814 Lyzeum Düsseldorf. 1815 kaufmännischer Lehrling in Frankfurt am Main. 1816 im Bankhaus seines vermögenden Onkels in Hamburg. Mit Unterstützung des Onkels Jurastudium in Bonn. 1820 nach Göttingen, relegiert wegen eines Duellvergehens. 1821-1823 Studium in Berlin. 1831 Reise nach Paris zum endgültigen Aufenthalt. 1835 Verbot seiner Schriften in Deutschland. Heine starb am 17.2.1856 in Paris.



Heinrich Heine
Die schlesischen Weber

*Im düstern Auge keine Träne
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -
Wir weben, wir weben!*

*Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt -
Er hat uns geöffit, gefoppt und genarrt -
Wir weben, wir weben!*

*Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen
Der den letzten Groschen von uns erpreßt
Und uns wie Hunde erschiessen läßt -
Wir weben, wir weben!*

*Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt -
Wir weben, wir weben!*

*Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht -
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!*

Heinrich Heine
Deutschland
Ein Wintermärchen

Vorwort

Das nachstehende Gedicht schrieb ich im diesjährigen Monat Januar zu Paris, und die freie Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, schon gleich zu mildern und auszuschneiden, was mit dem deutschen Klima unverträglich schien.

Nichtsdestoweniger, als ich das Manuskript im Monat März an meinen Verleger nach Hamburg schickte, wurden mir noch mannigfache Bedenklichkeiten in Erwägung gestellt. Ich mußte mich dem fatalen Geschäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen, und da mag es wohl geschehen sein, daß die ernsten Töne mehr als nötig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im hastigen Unmut ihre Feigenblätter wieder abgerissen, und zimperlich spröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. Es ist mir leid, aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, daß größere Autoren sich ähnliche Vergehen zuschulden kommen ließen. Des Aristophanes will ich zu solcher Beschönigung gar nicht erwähnen, denn der war ein blinder Heide, und sein Publikum zu Athen hatte zwar eine klassische Erziehung genossen, wußte aber wenig von Sittlichkeit. Auf Cervantes und Molière könnte ich mich schon viel besser berufen; und ersterer schrieb für den hohen Adel beider Kastilien, letzterer für den großen König und den großen Hof von Versailles! Ach, ich vergesse, daß wir in einer sehr bürgerlichen Zeit leben, und ich sehe leider voraus, daß viele Töchter gebildeter Stände an der Spree, wo nicht gar an der Alster, über mein armes Gedicht die mehr oder minder gebogenen Näschen rümpfen werden! Was ich aber mit noch größerem Leidwesen voraussehe, das ist das Zetern jener Pharisäer der Nationalität, die jetzt mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gehen, auch die volle Liebe und Hochachtung der Zensur genießen und in der Tagespresse den Ton angeben können, wo es gilt, jene Gegner zu befehlen, die auch zugleich die Gegner ihrer allerhöchsten Herrschaften sind. Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmütigen Lakaien in schwarzrotgoldner Livree. Ich höre schon ihre Bierstimmen: »Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!« Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanz die schwarzrotgoldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen ebendieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgendeinem andern gehören soll als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es tut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch vieles zu wünschen übriglassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die

Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen und wie wir es wollen, wir, die Jünger - ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt - die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus.

Ich werde in einem nächsten Buche auf dieses Thema zurückkommen, mit letzter Entschlossenheit, mit strenger Rücksichtslosigkeit, jedenfalls mit Loyalität. Den entschiedensten Widerspruch werde ich zu achten wissen, wenn er aus einer Überzeugung hervorgeht. Selbst der rohesten Feindseligkeit will ich alsdann geduldig verzeihen; ich will sogar der Dummheit Rede stehen, wenn sie nur ehrlich gemeint ist. Meine ganze schweigende Verachtung widme ich hingegen dem gesinnungslosen Wichte, der aus leidiger Scheelsucht oder unsauberer Privatgiftigkeit meinen guten Leumund in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen sucht und dabei die Maske des Patriotismus, wo nicht gar die der Religion und der Moral, benutzt. Der anarchische Zustand der deutschen politischen und literarischen Zeitungsblätterwelt ward in solcher Beziehung zuweilen mit einem Talente ausgebeutet, das ich schier bewundern mußte. Wahrhaftig, Schusterle ist nicht tot, er lebt noch immer und steht seit Jahren an der Spitze einer wohlorganisierten Bande von literarischen Strauchdieben, die in den böhmischen Wäldern unserer Tagespresse ihr Wesen treiben, hinter jedem Busch, hinter jedem Blatt versteckt liegen und dem leisesten Pfiff ihres würdigen Hauptmanns gehorchen.

Noch ein Wort. Das »Wintermärchen« bildet den Schluß der »Neuen Gedichte«, die in diesem Augenblick bei Hoffmann und Campe erscheinen. Um den Einzeldruck veranstalten zu können, mußte mein Verleger das Gedicht den überwachenden Behörden zu besonderer Sorgfalt überliefern, und neue Varianten und Ausmerzungen sind das Ergebnis dieser höheren Kritik.

Hamburg, den 17. September 1844

Heinrich Heine

CAPUT I

*Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist ich nach Deutschland hinüber.
Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begannen zu tropfen.
Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.
Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahren Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.
Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfung und Wiederfinden
Dort oben, in jener besseren Welt,*

Wo alle Leiden schwinden.
 Sie sang vom irdischen Jammertal,
 Von Freuden, die bald zerronnen,
 Vom jenseits, wo die Seele schwelgt
 Verklärt in ew'gen Wonnen.
 Sie sang das alte Entsagungslied,
 Das Eiapopeia vom Himmel,
 Womit man einlullt, wenn es greint,
 Das Volk, den großen Lümmel.
 Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
 Ich kenn auch die Herren Verfasser;
 Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
 Und predigten öffentlich Wasser.
 Ein neues Lied, ein besseres Lied,
 O Freunde, will ich euch dichten!
 Wir wollen hier auf Erden schon
 Das Himmelreich errichten.
 Wir wollen auf Erden glücklich sein,
 Und wollen nicht mehr darben;
 Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
 Was fleißige Hände erwarben.
 Es wächst hienieden Brot genug
 Für alle Menschenkinder,
 Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
 Und Zuckererbsen nicht minder.
 Ja, Zuckererbsen für jedermann,
 Sobald die Schoten platzen!
 Den Himmel überlassen wir
 Den Engeln und den Spatzen.
 Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
 So wollen wir euch besuchen
 Dort oben, und wir, wir essen mit euch
 Die seligsten Torten und Kuchen.
 Ein neues Lied, ein besseres Lied!
 Es klingt wie Flöten und Geigen!
 Das Miserere ist vorbei,
 Die Sterbeglocken schweigen.
 Die Jungfer Europa ist verlobt
 Mit dem schönen Geniusse
 Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
 Sie schwelgen im ersten Kusse.
 Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
 Die Ehe wird gültig nicht minder -
 Es lebe Bräutigam und Braut,
 Und ihre zukünftigen Kinder!
 Ein Hochzeitkarmen ist mein Lied,
 Das bessere, das neue!
 In meiner Seele gehen auf
 Die Sterne der höchsten Weihe -
 Begeisterte Sterne, sie lodern wild,
 Zerfließen in Flammenbächen -
 Ich fühle mich wunderbar erstarkt,

*Ich könnte Eichen zerbrechen!
Seit ich auf deutsche Erde trat,
Durchströmen mich Zaubersäfte -
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.*

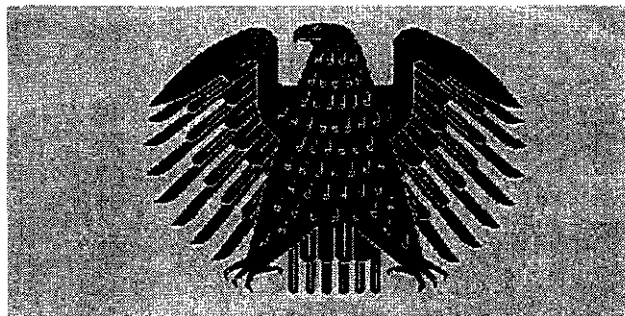
CAPUT II

*Während die Kleine von Himmelslust
Getrillert und musiziert,
Ward von den preußischen Douaniers
Mein Koffer visitiert.
Beschnüffelten alles, kramten herum
In Hemden, Hosen, Schnupftüchern;
Sie suchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.
Ihr Toren, die ihr im Koffer sucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Konterbande, die mit mir reist,
Die hab ich im Kopfe stecken.
Hier hab ich Spitzen, die feiner sind
Als die von Brüssel und Mecheln,
Und pack ich einst meine Spitzen aus,
Sie werden euch sticheln und hecheln.
Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.
Und viele Bücher trag ich im Kopf!
Ich darf es euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiszierlichen Büchern.
Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nicht schlimmere geben;
Sie sind gefährlicher noch als die
Von Hoffmann von Fallersleben! -
Ein Passagier, der neben mir stand,
Bemerkte, ich hätte
Jetzt vor mir den preußischen Zollverein,
Die große Douanenkette.
»Der Zollverein« - bemerkte er -
»Wird unser Volkstum begründen,
Er wird das zersplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.
Er gibt die äußere Einheit uns,
Die sogenannt materielle;
Die geistige Einheit gibt uns die Zensur,
Die wahrhaft ideelle -
Sie gibt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutschland tut uns not,
Einig nach außen und innen.«*

CAPUT III

*Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Carolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, der lebt in Schwaben.)
Ich möchte nicht tot und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.
Zu Aachen langweilen sich auf der Straß'
Die Hunde, sie flehn untertänig:
»Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerstreuen ein wenig.«
Ich bin in diesem langweil'gen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.
Es sind die grauen Mäntel noch
Mit dem hohen, roten Kragen -
(Das Rot bedeutet Franzosenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)
Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.
Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.
Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnere.
Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopftums neuere Phase:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.
Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
Der Reuter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm
Mit der stählernen Spitze nach oben.
Das ist so rittertümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck.
Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu
Und auf dem Hintern ein Wappen.
Das mahnt an Kreuzzug und Turnei,
An Minne und frommes Dienen,*

*An die ungedruckte Glaubenszeit,
 Wo noch keine Zeitung erschienen.
 Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
 Vom allerhöchsten Witze!
 Ein königlicher Einfall war's!
 Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!
 Nur fürcht ich, wenn ein Gewitter entsteht,
 Zieht leicht so eine Spitze
 Herab auf euer romantisches Haupt
 Des Himmels modernste Blitze! - -
 Zu Aachen, auf dem Posthausschild,
 Sah ich den Vogel wieder,
 Der mir so tief verhaßt! Voll Gift
 Schaute er auf mich nieder.
 Du häßlicher Vogel, wirst du einst
 Mir in die Hände fallen;
 So rupfe ich dir die Federn aus
 Und hacke dir ab die Krallen.
 Du sollst mir dann, in luft'ger Höh',
 Auf einer Stange sitzen,
 Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
 Die rheinischen Vogelschützen.
 Wer mir den Vogel herunterschießt,
 Mit Zepter und Krone belehn ich
 Den wackern Mann! Wir blasen Tusch
 Und rufen: »Es lebe der König!«*



Reichstagsadler im neu renovierten Reichstagsgebäude Berlin. Der Vogel ist von Ludwig Gies (1887-1966) gezeichnet, der schon in der Nazizeit Reichsadler-Designer war. Dieser Reichsadler wird im Volksmund „Fette Henne“ genannt.



Wappen der Republik Österreich (Bundeswappen), 1945. Die zerrissenen Ketten symbolisieren einen gewissen Abstand zum Reichsadler der vorherigen Epoche, der seine Krallen in eine mit dem Hakenkreuz versehene Kugel schlug.

CAPUT IV

*Zu Köllen kam ich spätabends an,
Da hörte ich rauschen den Rheinfluß,
Da fächelte mich schon deutsche Luft,
Da fühlt ich ihren Einfluß -
Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er sehr gesalzen war,
Mußt ich auch Rheinwein trinken.
Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglase,
Und trinkst du etwelche Schoppen zuviel,
So steigt er dir in die Nase.
In die Nase steigt ein Prickeln so süß,
Man kann sich vor Wonne nicht lassen!
Es trieb mich hinaus in die dämmernde Nacht,
In die widerhallenden Gassen.
Die steinernen Häuser schauten mich an,
Als wollten sie mir berichten
Legenden aus altverschollener Zeit,
Der heil'gen Stadt Köllen Geschichten.
Ja, hier hat einst die Klerisei
Ihr frommes Wesen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrscht,
Die Ulrich von Hutten beschrieben.
Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier schrieb Hochstraaten, der Menzel von Köln,
Die gift'gen Denunziatiönchen.
Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menschen verschlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie eleison gesungen.
Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gasse;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshasse. -
Doch siehe! dort im Mondenschein
Den kolossalen Gesellen!
Er ragt verteufelt schwarz empor,
Das ist der Dom von Köllen.
Er sollte des Geistes Bastille sein,
Und die listigen Römlinge dachten:
In diesem Riesenkerker wird
Die deutsche Vernunft verschmachten!
Da kam der Luther, und er hat
Sein großes »Halt!« gesprochen -
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.
Er ward nicht vollendet - und das ist gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmal von Deutschlands Kraft*

*Und protestantischer Sendung.
 Ihr armen Schelme vom Domverein,
 Ihr wollt mit schwachen Händen
 Fortsetzen das unterbrochene Werk,
 Und die alte Zwingburg vollenden!
 O törichter Wahn! Vergebens wird
 Geschüttelt der Klingelbeutel,
 Gebettelt bei Ketzern und Juden sogar;
 Ist alles fruchtlos und eitel.
 Vergebens wird der große Franz Liszt
 Zum Besten des Doms musizieren,
 Und ein talentvoller König wird
 Vergebens deklamieren!
 Er wird nicht vollendet, der Kölner Dom,
 Obgleich die Narren in Schwaben
 Zu seinem Fortbau ein ganzes Schiff
 Voll Steine gesendet haben.
 Er wird nicht vollendet, trotz allem Geschrei
 Der Raben und der Eulen,
 Die, altertümlich gesinnt, so gern
 In hohen Kirchtürmen weilen.
 Ja, kommen wird die Zeit sogar,
 Wo man, statt ihn zu vollenden,
 Die inneren Räume zu einem Stall
 Für Pferde wird verwenden.
 »Und wird der Dom ein Pferdestall,
 Was sollen wir dann beginnen
 Mit den Heil'gen Drei Kön'gen, die da ruhn
 Im Tabernakel da drinnen?«
 So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
 In unserer Zeit zu genießen?
 Die Heil'gen Drei Kön'ge aus Morgenland,
 Sie können woanders logieren.
 Folgt meinem Rat und steckt sie hinein
 In jene drei Körbe von Eisen,
 Die hoch zu Münster hängen am Turm,
 Der Sankt Lamberti geheißten.
 Der Schneiderkönig saß darin
 Mit seinen beiden Räten,
 Wir aber benutzen die Körbe jetzt
 Für andre Majestäten.
 Zur Rechten soll Herr Balthasar,
 Zur Linken Herr Melchior schweben,
 In der Mitte Herr Gaspar - Gott weiß, wie einst
 Die drei gehaust im Leben!
 Die Heil'ge Allianz des Morgenlands,
 Die jetzt kanonisiert,
 Sie hat vielleicht nicht immer schön
 Und fromm sich aufgeführt.
 Der Balthasar und der Melchior,
 Das waren vielleicht zwei Gäuche,*

*Die Geistesblitze schießen.
 Du siehst mich an so stier und fest -
 Steh Rede: Was verhüllt du
 Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
 Wer bist du und was willst du?«
 Doch jener erwiderte trockenen Tons,
 Sogar ein bißchen phlegmatisch:
 »Ich bitte dich, exerziere mich nicht,
 Und werde nur nicht emphatisch!
 Ich bin kein Gespenst der Vergangenheit,
 Kein grabentstiegener Strohwisch,
 Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
 Bin auch nicht sehr philosophisch.
 Ich bin von praktischer Natur,
 Und immer schweigsam und ruhig.
 Doch wisse: was du ersonnen im Geist,
 Das führ ich aus, das tu ich.
 Und gehn auch Jahre drüber hin,
 Ich raste nicht, bis ich verwandle
 In Wirklichkeit, was du gedacht;
 Du denkst, und ich, ich handle.
 Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
 Und mit dem Gehorsam des Knechtes
 Vollstreck' ich das Urteil, das du gefällt,
 Und sei es ein ungerechtes.
 Dem Konsul trug man ein Beil voran
 Zu Rom, in alten Tagen.
 Auch du hast deinen Liktor, doch wird
 Das Beil dir nachgetragen.
 Ich bin dein Liktor, und ich geh
 Beständig mit dem blanken
 Richtbeile hinter dir - ich bin
 Die Tat von deinem Gedanken.«*



Heinrich Heine

Das Sklavenschiff

Der Superkargo Mynher van Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er kalkuliert der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

»Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein -
Die schwarze Ware ist besser.

Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

Ich hab zum Tausche Brantwein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Prozent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro.«

Da plötzlich wird Mynher van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgus tritt herein,
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Die Nase voll roter Warzen -
Nun, Wasserfeldscherer, ruft van Koek,
Wie gehts meinen lieben Schwarzen?

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:
»Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen - Ich hab den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

Ich inspizierte die Leichen genau;
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal tot, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

Ich nahm den Toten die Eisen ab;
Und wie ich gewöhnlich tue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Frühe.

Es schossen alsbald hervor aus der Flut
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionäre.

Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch,
Mit schnupperndem Fraßgelüste.

Es ist possierlich anzusehn,
Wie sie nach den Toten schnappen!
Die faßt den Kopf, die faßt das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

Ist alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vernügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken.«

Doch seufzend fällt ihm in die Red
Van Koek: Wie kann ich lindern
Das Übel? wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?

Der Doktor erwidert: »Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen.«

Da ruft van Koek: »Ein guter Rat!
Mein teurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexanders Lehrer.

Der Präsident der Sozietät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

Musik! Musik! Die Schwarzen solln
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsiert,
Den soll die Peitsche kuranzen.«